

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

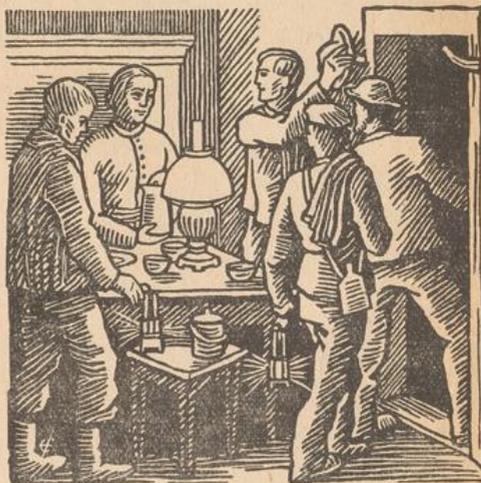
**J**immer in meiner Jugend gegen vier Uhr morgens früh, da wurde ich wach. Wir hatten daheim eine messingene, männerfaustdicke Rappelweckuhr, die stand Tag und Nacht in einem irdenen Teller neben der Hausbibel, dem Täglichen Hausbuch des Johann Friedrich Stark und der Postille vom ehrsamem Bergbau auf der Schaftrube neben Mutters Bett, der Weckzeiger war immer auf vier Uhr gerichtet.

Dann lag ich da für mich im kleinen Bodenbuck, mein Bett stand unter der schrägen Wand. Den Nachtwind hörte ich mit weicher Hand über die Dachspannen dahinwehen und leise im alten Birnbaum rauschen, der im Garten stand, — plötzlich sprang dann im Schweigen der Nacht das Rasseln durch das schlafende Haus, drunten im Elternzimmer das Rappeln der Uhr auf dem Teller, das Rufen, das heftige, eindringliche Trommeln in der Morgenfrühe. Atemlos lauschte ich in der Stille nach, vernahm vielleicht einen verhaltenen Ruf. Dann hörte ich meine Mutter aufstehen, sacht hantieren, die Tür zur Küche ging, vorsichtig, damit der Vater noch zehn Minuten länger schlafen könne. Ein Streichholz wurde angeschlagen, der Zylinder klornte tönend an der Milchglasglocke der Tischlampe, die Ofentür klappte, knisternd hörte ich die Funken und den Rauch in den Schornstein hineinschlagen. Der Kaffeekessel wurde aufgesetzt, damit Vater und die großen Brüder noch warm zu trinken bekommen sollten, und dann ging die Mutter, die Schlafenden zu wecken.

Zuerst zum Vater, sorglich: „Hendrich, komm, et werd Tid“, dann von Kammer zu Kammer zu den Erwachsenen, bis sie alle aufgeweckt hatte. In einem Schlafbörn hatte außer mir noch mein Bruder Heinrich seine Lagerstatt. Der war schon vor Rohle, ging seit einem Jahre zur Bergschule, mußte schwer ran, der schlief immer so fest. Wenn sie den aus dem Schlafe rüttelte, lag ich da im Dunkeln,

hörte ihren Worten zu, rief sie flüsternd beim Namen: „Mutter!“ Dann kam sie, tastete im Dunkeln nach mir, ihre Hand streichelte über meine Stirn: „Du Dummer, schlaf doch noch.“ — „Ich kann doch nicht mehr, Mutter. Wenn alle weg sind, darf ich dann kommen?“ — „Ja dann komm, damit du Ruhe hast.“

Drunten waren sie nun alle beisammen. Der Kaffee dampfte. Der Haferbrei, das Stück Morgenbrot wurde stehend gegessen. Die Grubenlampen waren entzündet, nun trappten sie mit ihren schwer-



Nun trappten sie mit ihren schwerbenagelten Bergschuhen über den Flur: „Adjüs Mutter!“

benagelten Bergschuhen über den Flur: „Adjüs Mutter“, ein freundliches Wort, „kommt alle wedder god un gesund heem te Huse.“ Dann stieg Vater mit den zwei oder drei Brüdern die Treppe hinunter, die Haustür öffnete sich, ich hörte, wie sie rasch hinwegstrebten. Nun gingen sie schon den Hollenweg hinauf, mit ihren blinkenden, hüpfenden Lichtern dem Bergwerk zu.

Ich machte mich dann auf die Schlusen, horchte an der Tür, ob die Kleinen noch schliefen, huschte nach unten in die warme Stube hinein. Half der Mutter schnell beim Abräumen, schob die Milch ans Feuer, gab zu den Bohnen, Erbsen oder Graupen, die heute gefocht werden

sollten, Wasser in den großen, gußeisernen Kochtopf, der auf dem Banuß stand, das Lampenlicht wurde wieder ausgetan, dann legte Mutter in der Kammer sich noch etwas zur Ruhe nieder.

So war es uns in den Morgenstunden zur Gewohnheit geworden: Bevor der Wecker zum zweiten Male zu trommeln anfing, vor des Tages Arbeit und Beschäftigkeit, vor dem Gang zur Schule, wollte ich, der Junge, zu einem Viertelstündchen in der Morgenstille noch ein wenig bei der Mutter sein, mit ihr plaudern, überlegen, wie wir beide es heute machen wollten, was zuvörderst getan werden mußte. Denn die jüngeren, es waren noch sechs unter mir, die wollten versorgt werden, da trieb immer eine Arbeit die andere.

Am Fenster stand ich, das geöffnet war. Die herbe Morgenluft strömte über mich hin. In das früheleise, dämmerdunkle Erwachen spähte ich hinaus.

Dem Bergmann und dem Bauern fängt der Tag in der dunklen Nacht an, wenn andere Menschen noch lange schlafen. Drüben lag mit seinem schweren Dach, das von mächtigen Linden überschattet wurde, unseres Nachbarn, des Bauern Ueckmann ehrwürdiger Hof. Das Vieh hörte ich im Stalle sich regen, die Kühe brumnten, es raschelte im Streu, das Pferd schnoperte nach dem ersten Morgenfutter und im Hühnerhause krächte schon lange der Hahn.

„Junge, nun komm, mach das Fenster zu“, sagte die Mutter. Immer stand ich noch, schaute, lehnte mich hinaus. Draußen war es wie feierliche Weihestunde vor Tag, das Licht ahnte man nur, es war nichts zu erkennen. Haus, Hof, Baum und Brunnen hatten sich aus dem Dunkel noch nicht gelöst. Die Hügel jenseits der Ruhr mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern wogten auf, wogten ab, und darüber spannte sich über Berg und Tal und dämmerdunkle Weite der Sternenhimmel mit seinen unzähligen Lichtern, die zitterten und flüsteren von fernher in meine Sehnsucht, in mein erwachendes Herze hinein.

Des Hombergs waldiger Höhe entgegen, wo dort oben auf dem Hohnfelde

die Zeche mit ihren Plazlampen über den Kessel- und Maschinenhäusern lärmte und zur Arbeit rief, wandelten und schwebten auf allen Wegen geheimnisvoll die Stollenlichter der Knappen, einzeln, zu dreien, vieren, oft in langen Reihen. Ich wußte, dort ging auch mein Vater, gingen meine Brüder und alle die anderen, die ich kannte. In zwei, drei Jahren, dann würde auch ich mein Licht durch die Nacht tragen, würde ich als Kumpel mit in der Kameradschaft stehn. Pferdejunge oder Schlepper auf der tiefen Fördersole würde ich dann sein, ebenso wie die Großen auch meinen Tagelohn verdienen, sparen würde ich und der Mutter zu Weihnachten immer etwas Schönes schenken.

„Was ist dir denn, Junge, was flüsterst du denn da?“

„Mutter, wenn ich wachliege des Nachts im Dunkeln, wenn alles tief im Hause ruht, dann schweben über uns in der Höhe die Funken und Lichter im unendlichen Bogen. Komm doch, du, sieh nur einmal diese Himmelspracht. So habe ich die Sterne noch niemals gesehen, wie heute morgen in dieser Stunde. Die Lampen der Bergleute, die dort den Berg zur Zeche hinaufziehen, die haben mich dieses Wunder so empfinden lassen.“

„Junge, ich weiß, es ist schön. Doch ich habe es in meinem Leben so oft gesehen. Ich bin müde, laß mich ruhn. Schlafen ist gut. Auch du, Junge, du solltest in der Nacht nichts tun, als nur schlafen. Ich glaube, du Dummer, ich habe dir immer vielzuviel alte Geschichten, Sagen und Dönnchen erzählt.“

„Ach Mutter, wie kommt das? Wenn ich meine Augen fast zumache, dann fängt alles dort draußen an zu schwingen und zu strahlen. Dann schweben Lichtspeere und goldene Kugeln vom Himmel hernieder durch die Lüfte auf die Erde, und wieder von der Erde hinauf in den Raum, und hin und her. Dann flutet es über die Felder, die Wälder und Wege, es scheint durch die Berge hindurch. Die Lichter der Bergleute, die Lampen droben vom Schacht, alles gibt einen Schein, es glitzert auf und nieder.“

"Sei still, Junge, wie du reden kannst. Bist du denn ein Spökenkicker, weil ich dich am Sonntage geboren habe?" —

Meinen Jungenskopf in ihre Arme niedergeduckt, beugte ich mich nahe zu ihr hin. Ihren Atem hörte ich gehen, hörte meine, hörte ihre Pulse pochen, ihr Herz im Blute leise schlagen und drängen im dunklen Strom. Ich dachte daran, daß sie meine Mutter sei, daß ich immer gut zu ihr sein wollte, dachte an das unbegreifliche Geheimnis, daß sie dreizehn Kindern das Leben gegeben, daß sie sich erfüllt habe in Gott, daß sie die Heilige meines liebenden Knabenherzens sei, die von allen diesen Lichtern wußte, von diesen Seltsamkeiten und wunderbaren Dingen.

Die Wanduhr in der Wohnstube schlug nun sechs. Nebenan in den Kammern die Kinder schliefen noch. Draußen, im frischen Morgenwinde, hatte sich das Tageslicht allgemach aufgetan. Darüber war dann die Mutter vielleicht wieder ein wenig eingeschlafen, ihr Atem ging

ruhig, sie rührte sich nicht. Die Weckuhr im irdenen Teller auf der Nachtkommode neben dem Bett takte eindringlich, unaufhörlich, picte und picte an der Zeit.

Ich ging leise in die Küche, schälte Kartoffel für die Mittagsuppe, sah den jüngeren Geschwistern die Schulsachen nach, sorgte mich um all die lieben, gewohnten Dinge, schürte das Feuer im Herde, stellte die Tassen auf, und schnitt in den Korb auf dem Tisch schon vom weißen Stuten und vom hausbackenen Roggenschwartzbrot große Scheiben, für jeden genug fein zugemessenes Teil.

Mir ging durch den Sinn, daß ich jung sei, daß ich aus dem Nichts der ewigen Nacht geboren und in das Licht hinein gekommen, daß ich mit meinen Geschwistern im warmen Nest bei Vater und Mutter so geborgen daheim zu Hause in meiner Heimat sei.

Aus: „Voll, ich breche deine Kohle!“  
Von Otto Wohlgenuth. Junge Generation  
Verlag, Berlin.

## Dr. Wilhelm Frid, der Innenminister des Führers

Von Dr. phil. h. c. Hans Draeger

Aus dem Kreise der ältesten Weggenossen und engeren Mitarbeiter des Führers ist die Persönlichkeit des Reichsministers des Innern Dr. Wilhelm Frid nicht wegzudenken. In allen entscheidenden Stunden der nationalsozialistischen Bewegung wie des nationalsozialistischen Reiches stand er an der Seite Adolfs Hitlers.

Er hatte das 45. Lebensjahr bereits überschritten, als er im Verlaufe der nationalen Erhebung vom 9. November 1923 in die Öffentlichkeit des politischen Lebens trat. Als Leiter des Bezirksamtes in Pirmasens, dem er in den ersten Jahren des Weltkrieges vorstand, und anschließend daran als Leiter des Kriegswucheramtes bei der Polizeidirektion in München hatte er wichtige Arbeit geleistet, die nicht ohne politische Auswirkung und Bedeutung war. Seine Tätigkeit verlagerte sich ganz in den politischen Sektor, seitdem ihn der

Münchener Polizeipräsident Ernst Pöhner nach der Befreiung Bayerns von der Räteherrschaft und nach der Wiederherstellung der Ordnung mit der Führung der Politischen Abteilung des Polizeipräsidiums betraut hatte.

In dieser Stellung hat der Oberamtmann Dr. Frid seine schützende Hand über manchen Versuch der völkischen Bewegung gehalten. Insbesondere hat er die in den Anfängen stehende kleine nationalsozialistische Bewegung gefördert, obwohl er wußte, daß er sich damit bei den damaligen Machthabern in Bayern keineswegs beliebt machte. Er gewährte den Nationalsozialisten den irgendwie möglichen Schutz, genehmigte ihre propagandistische Tätigkeit und verhinderte die damals noch leichte Unterdrückung der NSDAP.

Frids Tätigkeit hatte so durch das Amt, in das er gestellt war, im Gang der

Seiten einen hochpolitischen Charakter bekommen. Seine Stellung als Beamter und sein eigenes Wesen aber hatten ihm bis dahin Zurückhaltung auferlegt. Jetzt, da die Verwirrung in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht hatte und er allein in Adolf Hitler die Kraft für Deutschlands Erneuerung sah, trieb es ihn in die Arena des politischen Kampfes. Er setzte dabei alles aufs Spiel, die eigene Existenz wie das Glück der Familie; denn er mußte mit der Feindschaft des herrschenden Systems rechnen; die kleine Gruppe der Nationalsozialisten aber hatte ihm nichts zu bieten.

Der 9. November 1923 ist für das politische und persönliche Schicksal von Dr. Wilhelm Frick lebensentscheidend geworden. Seine unmittelbare Beteiligung entbehrt der dramatischen Akzente. Er war am Abend des 8. November nicht in der historischen Bürgerbräuerversammlung, sondern befand sich auf seinem Dienstbüro. Er hat nicht an dem historischen Zug zur Feldherrnhalle teilgenommen. Als dieser stattfand, saß er bereits in Haft. Die Stellung, die er in den vorangegangenen Jahren an der Seite Ernst Pöhners als Kenner und Berater der nationalen Bewegung befüllen hatte, machte ihn dem Kreis um den zum Generalstaatskommissar ernannten früheren Ministerpräsidenten von Rahr hinreichend verdächtig, Mitwisser, Mitvorbereiter der Aktion gewesen zu sein. War er dies nicht, so erhob man zumindest den Vorwurf gegen ihn, in der krisenvollen Nacht, als er von den Vorgängen im Bürgerbräukeller erfahren hatte, nicht den nötigen Polizeieinsatz veranlaßt zu haben. So kam der Oberamtmann Dr. Frick wegen Beihilfe zum Hochverrat auf die Anklagebank. So wurde er im sogenannten Hitler-Prozess am 1. April 1924 unter Zuhilfenahme von Bewährungsfrist zu einem Jahr drei Monaten Festungshaft verurteilt.

Nach dem Mißerfolg vom November 1923 änderte der Führer die Taktik im Kampfe. Der Reichstag und die Parlamente der Länder waren als die Positionen des Weimarer Parteienstaates zu betrachten, die es anzugreifen und zu er-

obern galt. Frick, der schon 5 Wochen nach dem Münchener Prozeß, während der Führer in Festungshaft und die Partei aufgelöst war, als völkischer Abgeordneter in den Reichstag gewählt wurde, hat sich dort bald zum erfolgreichen Kämpfer für den Führer an der Front des Parlamentarismus entwickelt.

Er ging nach seinen eigenen Worten in die „Schwarzbude“, um die Gegner „mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und auch dieses Mittel, die Parlamentstribüne zur Werbung für die nationalsozialistische Weltanschauung und für die Ziele der Partei zu benutzen“. In Vorstoß und Abwehr wurde er auf einem Gelände, das seiner Natur völlig fremd war, ein gefürchteter Gegenspieler. Die Routiniers des parlamentarischen Tagesbetriebes und der Geschäftsordnungstricks mußten bald erfahren, daß sich hier ein Gegner eingefunden hatte, der sehr schnell mit der Parlementschnik vertraut geworden war und sie virtuos zu handhaben verstand. Man kann nicht sagen, daß sich Dr. Frick, der immer auf dem Sprunge stand, schwache Stellen des Gegners zu erkunden und mit kalter Sachlichkeit sich in den Kampf zu mischen, bei diesem Geschäft viele Freunde im Reichstag erworben hätte. Das war auch gar nicht seine Absicht. Die einen haben ihn gehaßt und verhöhnt, die anderen haben ihn gefürchtet, die meisten aber haben ihn oft genug gegen ihren Willen in seiner unbeirrbar Ruhe, durch die man die Verhaltenheit des Temperaments spürte, zu respektieren gelernt.

Er wurde kein Redner, der „auf Glanz“ sprach. Aber aus dem Stoff, den er abhandelte, ergab sich der angemessene Stil. Wo er etwa zu Beamtenangelegenheiten das Wort ergriff, war es eine klare nüchterne verwaltungsrechtliche Argumentation. In diesem Stoff war er zu Haus. Und doch ging er dabei nie von dem Individual- oder Gruppeninteresse aus, wie dies bei den „Beamtenvertretern“ im Parlament üblich war. Fricks Beamtenpolitik war auch in den Zeiten der radikalen Opposition vom Staate her orientiert und auf den Staat ausgerichtet.

Anders war die Tonlage, wenn er etwa

zu dem Schicksal der besetzten Gebiete sprach; das war die Not der eigenen Heimat, die die Sprache des Sohnes der Westmark durchwärmte; oder wenn er die großen Fragen der Außenpolitik anpakte und die Tribüne des Reichstages benutzte, dem breiten Volksbewußtsein zu verdeutlichen, daß alle die Nöte der Zeit, alle die Sorgen der einzelnen Berufsschichten der enteigneten Kleinrentner, der geschädigten Auslandsdeutschen, der ungenügend versorgten Arbeitslosen oder der von Schuldenlast erdrückten Landwirte so lange unheilbar bleiben müßten, so lange nicht Versailles, Dawes-Plan, Young-Plan aus eigener Kraft und aus dem kämpferischen Willen des Volkes und durch eine diesen Impuls bestimmende Staatsführung erledigt sein würden.

Dabei begnügte Fric sich nicht mit bloßer Kritik. Seine Reden und Anträge sind auch nicht nur Mittel parteipoliti-

scher Propaganda gewesen. Wenn er damals im Reichstag die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, die Ausschaltung der Juden, die Schaffung eines Luftschutzes und einer starken Luftflotte, die Einrichtung eines Arbeitsdienstes usw. forderte, so stand dahinter immer der ernsthafte Wille zur Tat. Heute sind alle diese Forderungen Wirklichkeit geworden, und Fric selbst hat als Innenminister des Reiches seinen Anteil daran.

Mit außerordentlichem Fleiß und mit der gewissenhaftesten Hingabe hat Fric in all diesen Jahren das ihm 1927 vom Führer übertragene Amt des Fraktions-

führers wahrgenommen. Die 4 oder 7 oder 12 Mann, die er damals hinter sich hatte, waren nur zum geringsten Teil Spezialisten, die ihm durch Sachreferate einen Teil der Arbeit abzunehmen vermochten. So ruhte auf ihm die überwiegende Last, und es lag auch bei ihm die ganze Verantwortung. Dieser Verantwortung war er



sich bewußt, nicht so sehr für das in seiner Bedeutung keineswegs unterschätzte Kräftepiel im Hause, als gegenüber der wachsenden Zahl der Volksgenossen, die ihre Erwartung und ihre Hoffnung auf diese sichtbarste Vortruppe der Hitler-Bewegung zu setzen begann.

Mit einer Hand voll Mittkämpfern hat Dr. Fric sich in den ersten sechs Jahren parlamentarischer Tätigkeit eine Machtposition erworben, die im Verein mit der propagandistischen Arbeit der Partei allmählich auch eine Verstärkung der Fraktion brachte. Sie wuchs im September 1930

auf 107, im Juli 1932 auf 230 Mann an und verschaffte schließlich im März 1933 auf einwandfreiem parlamentarischen Wege dem Führer freie Hand zum Aufbau.

Vielleicht noch maßgebender hat Fric durch seine Tätigkeit als Thüringischer Minister des Innern und für Volksbildung vom 23. Januar 1930 bis zum 1. April 1931 auf den parteipolitischen Durchbruch der NSDAP. einwirken können. Als erster unter allen Nationalsozialisten wurde er dazu ausersehen, die Aufbaukraft und die Ausbaufähigkeit des Nationalsozialismus unter Beweis zu stellen.

Es gelang ihm, in Thüringen ein

Musterwerk nationalsozialistischer Verwaltung aufzurichten. Der Innenminister ging frisch und kühn, revolutionär ans Werk. In ganz kurzer Frist löste er die seit Jahren brennende, immer wieder angefaßte, aber niemals bewältigte Frage der Verwaltungsvereinfachung. Der überfeste Beamtenkörper wurde abgebaut, der Behördenapparat straff zusammengefaßt. Die kommunale Polizei wurde verstaatlicht und zu einem zuverlässigen schlagkräftigen Instrument in der Hand nationaler Männer ausgebaut. Fric führte einen scharfen Kampf gegen Schund und Schmutz in der Literatur, gegen die Neger- und Jazzkultur, gegen die Abtreibungsseuche und die entartete Kunst, gegen die Korruption und die Feinde des Nationalsozialismus. Er berief wahrhaft deutsche Wissenschaftler und Künstler nach Thüringen und erkämpfte der Rassenkunde mit der Errichtung des ersten Lehrstuhles für sie den Weg. Er verhalf dem nationalen Gedanken in der Schule wieder zur Geltung und sorgte dafür, daß der Gedanke an Deutschlands damalige Not und Schmach den Kindern immer lebendig blieb und schon frühzeitig der Wehrwille bei ihnen geweckt wurde. Als Vertreter Thüringens hat er sich in öffentlicher Reichstagsitzung gegen den Youngverflavungsplan aufgelehnt.

Insgesamt wirkte sich die Fric'sche Ministerfähigkeit in Thüringen, die im ganzen Reich ungeheures Aufsehen erregte, als gewaltige Propaganda für den Nationalsozialismus aus. Sie trug wesentlich dazu bei, daß der Nationalsozialismus zu einer Millionenbewegung wurde, was sich insbesondere bei den Wahlen vom 14. September 1930 zeigte. Als er am 1. April 1931 durch bürgerlichen Verrat zur Freude der Marxisten als Minister gestürzt wurde, hob der Führer in einem öffentlichen Dankschreiben hervor, daß „Fric's Name zu einem Bekenntnis“ geworden sei und daß er ihn wieder rufen werde — und dann für immer — „zum Dienst an unserer Volke an verantwortungsvoller Stelle.“

Diese Stunde schlug am 30. Januar 1933, am Tage der Nachtübernahme. Fric wurde Reichsminister des Innern und

übernahm ein Jahr später auch die Leitung des Preussischen Innenministeriums. Damit wurde ihm die gewaltige Aufgabe übertragen, die verfassungs- und verwaltungsmäßigen Grundlagen für den nationalsozialistischen Einheitsstaat zu schaffen. Schlagartig und unmittelbar mit dem Zusammentritt des ersten nach der Nachtübernahme gewählten Reichstages setzte das große Gesetzgebungswerk ein, das er als Verfassungs-, Verwaltungs-, Beamten- und Gesundheitsminister des Reiches geschaffen hat. Dadurch wurde der Parlamentarismus und der Föderalismus in Deutschland beseitigt. Mit dem „Gesetz über den Neuaufbau des Reiches“ vom 30. Januar 1934 schuf Fric die Grundlage für den deutschen Einheitsstaat. Damit wurde ein vielhundertjähriger Traum der Deutschen erfüllt und der Abschluß einer tausendjährigen Entwicklung herbeigeführt. Ein Jahr später wurde die „Deutsche Gemeindeordnung“ mit Gültigkeit für das ganze Reichsgebiet in Kraft gesetzt. Auch das von Fric geschaffene „Deutsche Beamten-gesetz“ vom 26. Januar 1937 steht im Dienste der Reichseinheit. Er hat an die Stelle der früheren Zersplitterung in Reichs-, Landes- und Körperschaftsbeamte nunmehr einheitlich den Reichsbeamten gesetzt. Den unmittelbaren politischen Bedürfnissen trug er durch die Entfernung von Kommunisten und Parteibuchbeamten Rechnung. Die sogenannten Nürnberger Gesetze, das Reichsflaggen-gesetz, das Reichsbürger-gesetz, das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre sind Fric's Werk. Auch auf den vielen anderen Gebieten, die dem Zuständigkeitsbereich des Reichsministeriums des Innern angehören, auf dem Gebiete des Gesundheitswesens, des Sportes, des Reichsarbeitsdienstes, der Volkstumspflege usw. hat Fric revolutionäre staatsmännische Arbeit geleistet.

Neben diesem gewaltigen gesetzgeberischen Werk, das die innere Geschlossenheit des neuen Reiches schuf, stellte die Politik des Führers der Verwaltung immer neue Aufgaben. Hierzu gehörte vor allem die Wiedervereinigung der heimgekehrten Gebiete mit dem Reich. Dem Saarland, dem

Reichsminister Dr. Frick persönlich die Wiederaufnahme in die Obhut des Reiches verkündete, folgten Österreich, das sudetendeutsche Gebiet, das Memelland, Danzig und Oberschlesien, Cuppen, Malmédy und Moresnet. In großem Umfange sind aus dem vom Innenminister einheitlich ausgerichteten Verwaltungskörper Beamte für das Protektorat, für das Generalgouvernement, für Norwegen, Holland, für das besetzte Frankreich, für die jetzt eroberten russischen Gebiete abgestellt worden.

Naturgemäß tritt die Tätigkeit der in Fricks Händen ruhenden inneren Verwaltung während des Krieges nicht in dem Maße in Erscheinung wie die strahlenden Waffentaten unserer stolzen Wehrmacht oder die bewunderungswürdige Wirksamkeit unserer Rüstungswirtschaft. Aber beide haben die geordnete Verwaltung und den reibungslosen Ablauf der inneren Verwaltungsmaßnahmen zur Voraussetzung und bedürfen ihrer zur Ergänzung. Die Mitwirkung der Verwaltungsbehörden an der Bewirtschaftung der lebensnotwendigen Güter, die in den Lebensmittelkarten ihren sichtbarsten Ausdruck findet, die Regelung des Familienunterhalts, die in vorbildlicher Weise dem kämpfenden Soldaten die Sorge um seine Angehörigen nimmt, die Behebung von Kriegsschäden, wie sie etwa durch die Evakuierungen im Westen bei Beginn des Krieges veranlaßt wurden oder durch feindliche Luftangriffe hervorgerufen werden, die Maßnahmen zur Gesunderhaltung des Volkes, zur Verhinderung von Seuchen, die Vorsorge für den Kranken und den in der Entwicklung begriffenen deutschen Menschen: alle diese vielfältigen und vielgestaltigen Aufgaben werden

von der inneren Verwaltung gewissenhaft erfüllt. Sie haben in der geschulten Beamtenschaft, auf deren Erhaltung und nationalsozialistische Schulung Reichsminister Dr. Frick immer besonderen Wert gelegt hat, die sachverständigen Kräfte gefunden, die sie meistern. In der Tat ist die innere Verwaltung zum Rückgrat der Heimatfront geworden, deren Geschlossenheit zu einem wesentlichen Teil durch sie gewährleistet wird.

Daneben sind dem Minister durch den Krieg noch besondere Aufgaben gestellt worden. Als dem vom Führer berufenen Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung obliegt ihm die einheitliche Steuerung der gesamten deutschen Verwaltung. Als solcher ist er Mitglied des Ministerrates für die Reichsverteidigung, dem unter der Leitung des Reichsmarschalls Hermann Göring die gesetzgeberische Tätigkeit für Angelegenheiten anvertraut ist, die für die Reichsverteidigung von Bedeutung sind.

Mitten in der Fülle dieser Aufgaben hat Reichsminister Dr. Frick am 12. März des vergangenen Jahres sein 65. Lebensjahr vollendet. Das Schicksal hat ihn aus dem Geburtshause in Alsenz am gleichnamigen Flüßchen in der Nordpfalz über eine ehrenvolle Beamtenlaufbahn, über politische Betätigung von geschichtlicher Bedeutung zu einem der maßgebendsten Ämter in unserem neuen Reich geführt. Seine Wirksamkeit als Innenminister des Reiches, dessen Neubau der Führer seinen Händen anvertraute, nimmt einen besonderen Platz in dem neuen Abschnitt der Entwicklung unseres Volkes ein, das sich nach Jahren des Niederganges unter der Führung Adolf Hitlers Einheit und Geschlossenheit, Freiheit und Größe erobert hat.

Völkerschicksale vermag nur ein Sturm von heißer Leidenschaft zu wenden, Leidenschaft erwecken aber kann nur, wer sie selbst im Innern trägt.

*Adolf Hitler, Mein Kampf, S. 116*

## Das wiehernde Pferd

Erzählung von Elisabeth von Le Fort

Wenn der Bauer Heinrich Schulz nach vollbrachtem Tagewerk mit seinem Gespann, das aus einem Pferd und einem Ochsen bestand, heimkam, spielte sich täglich dieselbe kleine Szene ab. Sie fuhren lautlos durch den hellen Sand, der keine Räder Spuren festhielt, sondern wie feiner Zucker hinter ihnen zusammensiel. Der kleine Hof, der Heinrich Schulz gehörte, lag eingebettet in die Einsamkeit von Heide, Bruch und See. An der Stelle, da der niedrige schiefe Gartenzaun begann, fing der junge Fuchs jedesmal an, in die Stille hinein zu wiehern. Es war ein lautes und kräftiges Wiehern, es war ganz voller Lebensfreude und Lebenskraft, es war ein Ton, der das Schweigen der Landschaft seltsam unterbrach. Was hörte man sonst auf diesem Hof? Den Ruf einer Eule, das Krächzen der Krähen, oder das Brüllen einer Kuh. Aber alle diese Töne fügten sich ein in die schwere Stimmung der Landschaft, sie waren die Aeußerungen armseliger Kreatur, die leidend und kämpfend lebte. Das Wiehern des jungen Pferdes aber war anders, es war wie ein Triumph über Mühsal und Düsternis, es war ehrlich und froh, es war wie ein Lachen.

Jedesmal, wenn der Fuchs so aufwieherte, riß Heinrich Schulz das Pferd ärgerlich am Zügel, oder er gab ihm auch wohl einen Schlag mit der Peitsche. Dabei murmelte er ein paar böse Worte vor sich hin. Das Pferd tat einen kleinen Seitensprung, und darauf wandte es den Kopf seinem Herrn zu, es hob leicht die Oberlippe, die sich kräufelte, es rollte die Augen, ein seltsamer Ausdruck trat in das Pferdegesicht, man hätte ihn „hochmütig“ nennen können, obgleich das menschlich gesprochen war, denn jedenfalls wußte das Tier nichts davon.

Immer beobachtete die alte Base mit den kleinen runden Mäuseaugen vom Küchenfenster aus diese tägliche Szene. Eines Abends, als sie mit dem Bauer vor der Tür saß, entschloß sie sich zu einer Frage. Sie hob den kleinen Kopf mit dem

verkümmerten Scheitel vom Strickstrumpf und sagte: „Was ist es mit dem Fuchs?“

Heinrich Schulz, der über seiner Pfeife versunken dagesessen war, blickte nun auch auf, er wunderte sich, daß die Base ihn etwas fragte.

„Du schlägst ihn“, sagte die Base.

„Er macht so viel Lärm“, erwiderte Heinrich.

Die Base strickte weiter, und der Bauer senkte wieder den schmalen Kopf über die kurze Pfeife. Sommerhitze lagerte noch über dem Hof, obgleich sich schon die Abendwolken dunkelviolett aufstürzten, und der Wald eine schwarze Mauer bildete. Vom See her kam nur ein Murmeln.

„Es ist ja still genug hier“, sagte die Base nach längerer Pause, „und sonst ist es doch ein gutes Pferd.“

„Aber es ärgert mich!“ Heinrich Schulz sprach lauter, als es sonst seine Art war, Stirn und Augenbrauen drohten in seinem hageren Gesicht, dessen große scharfe Züge keinen Raum für etwas Fleisch und Fläche ließen.

Die Base begann langsam in erzählendem Ton: „Wenn Martha in den Stall kam, hat der Fuchs jedesmal gewiebert, dann lachte die Dirn. Deine Frau sagte: ‚Das sind zwei Rindsköpfe, die lachen beide so viel.‘“

„Pferde haben nicht zu lachen“, sagte Heinrich, „und Martha ist ja nun tot.“

„Und deine Frau auch“, vollendete die Base.

„Das weiß man immer noch nicht“, sagte Heinrich.

„Einer wird es wohl wissen“, sprach die Base halbblaut vor sich hin.

„Was willst du damit sagen?“ fragte er und beugte sich zu ihr.

Sie ließ ihren Strumpf sinken. „Wenn einer deine Frau umgebracht hat, der Mörder wird es wohl wissen“, sagte sie.

„Ja, das ist so.“ Er ließ sich zurückfallen und nickte finster. Und nun sprachen sie nicht mehr, aber die Schatten der Vergangenheit umkreisten sie.



Jedesmal, wenn der Fuchs so aufwieherte, riß Heinrich Schulz das Pferd ärgerlich am Zügel, oder er gab ihm auch wohl einen Schlag mit der Peitsche.

Am nächsten Abend saßen sie wieder beide stridend und rauchend vor der Tür. Die Luft war so schwer, als hätte sich der Himmel zu tief hinabgesenkt und beengte den Raum. Nach langem Schweigen begann Heinrich Schulz: „Ich will den Fuchs verkaufen, es ist ein freches Tier.“

„Martha mochte ihn leiden“, sagte die Base. „War ja eine närrische Dirn! Manchmal hat sie die Arme um den Gaul geschlungen und hat den Kopf an seinen Hals gelegt, noch zuletzt hat sie so getan, und ich glaube, sie weinte. Am Tag darauf ist sie in den See gegangen.“

„Laß sie ruhen!“ sagte Heinrich. „Sie hat uns ja nun verlassen. Warum ging sie fort?“ sagte er verbissen.

Die Base rückte näher zu ihm. „Du, ich seh’ sie manchmal“, flüsterte sie. „Sie hat wohl keine Ruh! Da huscht etwas über den Hof, — sie ist es! Die arme Dirn!“

Der Bauer sprang auf. „Das ist ja Unsinn, Aberglaube ist das! Wer tot ist, ist tot und fort! Du sollst nicht immer von den Toten reden!“

„Ist ja doch niemand sonst hier“, sagte die Base, „als du und ich, und die beiden Toten. Es kommt mir keine Magd wieder auf den Hof, weil es die Dirns graust.“ Sie flüsterte, als schauerte es sie bei ihren eigenen Worten.

Ein leichter Wind war jetzt aufgestanden, er kam von den Wäldern her über Heide und Moor gefahren, daß die Birken und Ebereschen am Wege sich sanft neigten und das Schilf am See verstoßlen knisterte.

Alle Töne waren leise, als erbebten sie über einem tiefen Geheimnis.

Aber da wachte ein anderer Klang auf. Zuerst war es nur ein leichtes Getrappel, ein klappernder Hufschlag, dann schob sich ein Pferdekopf um die Ecke des Hauses, und in dem Augenblick, da der Fuchs ganz sichtbar wurde, wieherte er auf. Es war wie ein langer Triller, dieses Wiehern, furchtlos und ehrlich.

„O du hast die Stalltür offen gelassen!“ rief die Base.

Der Bauer war aufgesprungen. „Ranaïlle!“ rief er. „Willst du einen auch noch schrecken!“

Der Fuchs hob nach seiner Art die Oberlippe, kräuselte sie und sah den Bauer mit rollenden Augen von der Seite an.

„Auch noch drohen willst du mir, du Biest!“ rief er. „Warte, ich will dich lehren!“

„Laß ihn!“ sagte die Base, die auch aufgestanden war. „Ist doch nur eine unvernünftige Kreatur!“ Sie hatte bereits die Leine ergriffen und führte den Fuchs in seinen Stall.

Als sie zurückkam, stand Heinrich Schulz noch schwer atmend da. „Spielt da den Geist!“ rief er. „So’n Teufel!“

„Ach Gott, die unvernünftige Kreatur!“ wiederholte die Base.

„Das ist keine unvernünftige Kreatur,“ sagte der Bauer, und nun war er ruhig geworden, aber er sprach leise und geheimnisvoll: „Da ist wer — im Tier.“

Die Base sah ihn von der Seite an.

„Wie kannst du so dummes Zeug reden!“  
agte sie. „Aber es ist dir wohl alles ein  
bißchen in den Kopf gegangen.“

Drei Tage darauf erschien Wilhelm  
Mein; er möchte den Fuchs wohl haben,  
da Heinrich ihn doch verkaufen wollte. Wil-  
helm Mein war ein größerer Bauer, der  
viele Felder besaß.

Die beiden Männer gingen in den  
Stall. Wilhelm Mein stand breit und be-  
händig neben dem mageren Nachbar. Er  
besah sich den Fuchs von allen Seiten. „Ist  
ein kräftiges Tier“, sagte er, „und scheint  
auch ein frommes Tier zu sein.“

„Na ja, arbeiten kann er, aber sonst hat  
er keinen angenehmen Charakter“, sagte  
Heinrich wegwerfend, „darum geb ich ihn  
fort.“

„O wir beide werden schon gut Freund  
werden“, sagte Wilhelm Mein und klopfte  
dem Fuchs den Hals, seine freundlichen  
grauen Augen lächelten auf das Tier  
nieder.

So zog der Fuchs aus dem Stall, und  
Heinrich Schulz holte sich als Ersatz ein  
altes, stilles Pferd, dem war das muntere  
Wiehern wohl in einem langen Leben der  
Arbeit vergangen. Heinrich konnte zufried-  
den sein.

„Nun ist niemand mehr hier, der lacht“,  
sagte die Base. „Ist doch eigentlich schade!“

„Hier braucht niemand lachen“, sagte  
der Bauer. „Ist dies wohl ein Haus, wo  
man lacht?“

„Du hast ja recht“, sagte die Base, „aber  
ich hatte den Fuchs gern, und deine Frau  
und Martha mochten ihn auch leiden.“

„Du sollst nicht immer von ihnen spre-  
chen!“ rief Heinrich und sah die Base böse  
an. „Ich habe genug um sie ausgehalten,  
immer die Gendarmen im Haus, und die  
Verhöre bei der Polizei! Hast du das schon  
vergessen?“

„So was vergift man wohl nie“, sagte  
die Base, „und ich krieg ja auch keine  
Magd wieder ins Haus, und im Dorf  
reden sie immer noch, daß die Frau . . .“  
Sie sprach den Satz nicht aus, denn der  
Bauer sah sie mit einem so strengen Blick  
an, daß ihr die Rede verging.

Ja, Heinrich Schulz hätte nun wohl zu-  
frieden sein können, niemand störte mehr

die Stille des Hofes. Dort, wo einst die zu-  
packende Stimme der Bäuerin, der geschäf-  
tigen Henne, ertönt war, und das Tauben-  
girren der jungen Magd, lag ein tiefes  
Schweigen wie immerwährende Trauer  
um die beiden Toten.

Aber es war doch keine rechte Ruhe in  
dem Bauer. Oft nach Feierabend ging er  
über den Hof, und wenn die Base ihn vom  
Fenster aus beobachtete, sah sie, wie er hier  
stehen blieb und dort, aber nicht etwa, als  
sähe er nach dem Rechten, sondern wie  
einer, der in tiefen Gedanken ist. Manch-  
mal wachte die Alte in der Nacht auf,  
dann hörte sie den schweren Schritt des  
Bauern in seiner Kammer auf und nieder  
trappen. Zuweilen stieg er sogar die Treppe  
hinunter, öffnete die Haustür und ging ins  
Freie hinaus. Sie wagte nicht, ihm zu  
folgen, aber einmal, als der Mond so hell  
schien, trat sie ans Fenster, da sah sie den  
Bauer vor dem Pferdestall stehen im Rah-  
men der geöffneten Tür, die Arme über  
der Brust gekreuzt, das Mondlicht beleuch-  
tete sein wie aus Holz geschnittenes  
Gesicht.

Er hat's im Kopf, dachte sie, aber sie  
hütete sich, Heinrich merken zu lassen, daß  
sie von seinen nächtlichen Wanderungen  
etwas wußte.

Der Sommer glitt in den Herbst hin-  
über, der Schrei der Krähen ertönte über den  
kahlen Feldern, die dunklen Wacholder-  
blüthe auf der Heide ragten gespenster-  
haft aus Nebelschwaden hervor. Der Hof  
war eingesponnen in einen Dunstschleier,  
und wo ihn abends der Lichtschein aus dem  
Fenster traf, sah man den Nebel wogen  
und wallen, als wären unsichtbare Geister-  
hände bei ihrem verschwiegenen Treiben.

Der Fuchs tat nun seine Arbeit bei  
Wilhelm Mein, er durfte dort nach Her-  
zenslust wiehern, keiner schmähte ihn des-  
wegen.

„Hast recht“, sagte Wilhelm Mein, der  
breite, gemittliche Mann, „nur immer  
lustig sein, ehe die bösen Jahre kommen.“

Es war nun die Zeit, da die Bauern  
mit dem Pflug über die Felder fuhren, daß  
die letzten Stoppeln und Halme, die letzten  
bescheidenen Blümchen verschwanden,  
während Furche auf Furche in dem dunk-

len Erdreich entstand, und die Schollen breit lagerten.

Wilhelm Mein war dabei, seinen großen Acker zu bearbeiten, der an Heinrich Schulz's kleines Feld grenzte. Er konnte von fern den Nachbar bei der gleichen Tätigkeit sehen, und wenn sich die beiden Gespanne der Grenze näherten, kamen sich die Bauern ganz nahe, dann rief Wilhelm Mein in seiner fröhlichen Art ein Wort herüber.

In langsamem, gleichmäßigem Schritt zogen die Gespanne auf und nieder. Plötzlich blieb der Fuchs stehen. „Na, was ist denn?“ redete Wilhelm Mein ihn an. „Nur vorwärts!“

Aber das Pferd machte einen kleinen Seitensprung, dann hob es die Oberlippe, die sich leicht kräuselte, und wandte von der Seite den Kopf mit rollenden Augen dem Bauer zu, es tat keinen Schritt weiter.

„Ja, was ist denn in dich gefahren?“ sagte Wilhelm Mein. „Nun warst du immer brav bisher, kriegst du heut doch mal deine Mucken?“

Er hob anspornend die Peitsche. Das andere Pferd zog an, aber der Fuchs tat nicht mit, er rührte sich nicht von der Stelle. Wilhelm trat an ihn heran, klopfte ihm den Hals und sprach beruhigend auf ihn ein. „Nun sei man vernünftig, mein Alter, da gibt's nichts zu erschrecken!“

Das Pferd gehorchte endlich, war aber doch noch irgendwie erregt, denn es zitterte leicht, auch tat es einen kleinen Sprung, als wollte es nun schnell diese ihm unangenehme Stelle hinter sich lassen. Seine Hufe, auch die des anderen Pferdes, sanken tief in den Boden ein.

Drüben jenseits der Grenze stand Heinrich Schulz. Er hatte seinen Pflug sinken lassen und schaute mit angespanntester Aufmerksamkeit zu dem Nachbar herüber. „Hab ich dir das nicht vorher gesagt?“ rief er. „Das ist ein störrisches Vieh!“

Nachher ging das Pferd wieder in gleichmäßigem, ruhigem Schritt weiter. Als sie aber zurückkamen und dieselbe Stelle des Ackers erreichten, spielte sich die kleine Szene in der gleichen Weise ab: der Fuchs blieb stehen, zitterte und zeigte in seinem Pferdegesicht alle Zeichen der Erregung.

„Na, na!“ sagte Wilhelm Mein, und er stand dicht neben dem Pferd, dem er wieder den Hals klopfte.

Da kam plötzlich eine lange, hagere Gestalt in großen Sprüngen über den Acker, in der Hand schwang der Mann die Peitsche, und da er nun den Arm hob, erschien seine dunkle Silhouette gegen den hellen Himmel fast unheimlich groß und drohend.

„Wart, ich will dich lehren!“ schrie Heinrich, und schon sauste sein Hieb durch die Luft. Wilhelm Mein fing ihn im letzten Augenblick auf und gab dem Schlag eine andere Richtung. „Laß du mein Pferd in Ruh!“ rief er zornig.

Der Fuchs hatte sich hoch aufgebäumt, dann blieb er schnaubend stehen.

„Totschlagen sollte man so 'n Bieft!“ schrie Heinrich. „Schlag ihn doch tot, Wilhelm!“

„Bist du verrückt?“ rief Wilhelm Mein. „Geh du zu deiner Arbeit, ich werde allein mit dem Fuchs fertig!“ sagte er befehlend.

Langsam schwankte der Hagere zurück, aber er wandte sich noch einmal um. „Daß du verreden mögest!“ schrie er herüber. „Bestie du!“

„Verrückter Kerl!“ murmelte der andere.

Es dauerte eine Weile, bis Wilhelm den Fuchs zum Weitergehen brachte, und wieder hastete das Tier über die ihm unangenehme Stelle mit einem scheuen Seitensprung hinweg.

„Ist das nun eine Laune, oder was soll das heißen?“ sagte Wilhelm Mein zu sich. Er bemerkte, daß die Pferdehufe in den Boden einsackten. Da ist eine Unebenheit, dachte er, aber das bedeutet doch nichts. Und dann kam ihm die kleine Begebenheit aus dem Sinn.

In dieser Nacht überfiel Heinrich wieder die Unruhe. Er stand auf und ging zum Haus hinaus, über den Hof und weiter. Es war eine dunkle Octobernacht, voll von einem geheimen Tropfenfall, der so gleichmäßig war, daß man ihn kaum vernahm, voll von einer Feuchtigkeit, die die ganze Atmosphäre erfüllte, und jedes Blatt und jede Ackerkrumme einhüllte. Das Auge vermochte nicht, die Dunkelheit zu durchdringen, aber Heinrich kannte den Weg. Er überquerte die Birkenallee, schritt über

das Weideland zwischen den kleinen gepfensterhaften Wacholderbüschen dahin und kam zu Wilhelm Meins Acker.

Nun ging er hierhin und dahin, und dann stand er wieder und starrte. Einmal bückte er sich nieder und tastete mit der Hand den Erdboden ab. Später irrte er wieder umher und kam erst gegen Morgen heim.

Am nächsten Tag trafen sich die beiden Bauern wieder draußen, als sie ihre Aecker fertig pflügen wollten. Und wieder begegneten sie sich an der Grenze.

Plötzlich bemerkte Wilhelm Mein Fußspuren im Acker, in dem weichen, aufgelockerten Boden zeichneten sich deutlich große Männerfüße ab. „Da ist ja jemand gegangen, sonderbar!“ sagte er vor sich hin, ohne jedoch zunächst der Sache weitere Bedeutung beizulegen. Später führte ihn sein Heimweg vorbei an der Stelle, wo der Fuchs am gestrigen Tag ein so seltsames Gebaren gezeigt hatte. Jenseits der Grenze zog Heinrich Schulz hinter ihm her.

Nun sah Wilhelm wieder die Fußspuren, und zwar deutlicher, sie beschrieben einen Kreis, als wäre jemand rundum gegangen, und wieder rundum, gerade dort, wo der Boden die Unebenheit gezeigt hatte, die sich noch jetzt durch eine tiefere Senkung bemerkbar machte.

„Da sind so viel Fußspuren!“ rief Wilhelm Mein dem Nachbar zu, und der entgegnete schnell: „Hier hat doch niemand was zu suchen!“ Dann wanderte er heim.

Wilhelm Mein aber überlegte: „Wer hat denn hier zu gehen?“ Und nun folgte er den Fußspuren, die zur Grenze führten, und weiter an Heinrichs Acker entlang, dorthin, wo der Nachbar eben entschwunden war. Und nun zeichneten sich plötzlich zwei Fußspuren ab, die in geringer Entfernung nebeneinander verliefen, Fußspuren, die sich begegneten, Fußspuren, die sich ganz gleich waren in Länge und Breite, im Abstand voneinander, Fußspuren, die der gleiche Schuh in den Boden gedrückt haben mußte.

Wilhelm Mein blieb wieder stehen und faßte sich an die Stirn. „Es heißt, Pferde sehen mehr als Menschen“, sagte er gedankenvoll.

Am nächsten Sonntag ging er hinaus

und grub im Acker nach. In ungefähr 80 Zentimeter Tiefe stieß er auf menschliche Knochen. Da legte er seinen Spaten beiseite, um seinen Fund bei der Polizei zu melden. —

Heinrich hatte an diesem Sonntag das alte Pferd aus dem Stall geholt und auf die Weide gebracht. Es gab da einen kleinen Schaden am Zaun zu reparieren, und so ging er am Abend noch einmal hin, um die Arbeit auszuführen.

Danach fiel er wieder, wie so oft, in einen Zustand der Versunkenheit, daß er regungslos stehen blieb. In seiner Nähe ließ ein schlanker Ebereschenbaum seine roten Farbenbüschel wehen, die Blätter an den Zweigen waren schon braun und verknüllt, aber die Korallenketten leuchteten noch. Der Bauer richtete den Blick auf die schimmernden Früchte, sie ärgerten ihn mit ihrem aufdringlichen Rot. Er faßte einen Zweig und riß einen Beerenbüschel ab. Das leuchtete so rot wie Blut! Er warf die Früchte zu Boden und zerstampfte sie ärgerlich mit dem Fuß. „Was braucht ihr euch so breit machen!“ sagte er.

Es waren noch viele andere Früchte an dem Baum, sie glänzten bis in die höchsten Spitzen. „Na, ihr müßt auch einmal herunter, die Vögel werden euch schon holen!“ Er malte sich aus, wie der Baum im Nebel versinken würde wie alles hier. Heinrich liebte den Nebel, er deckte alles zu, jedes Geheimnis versank in ihm. Hier kam nichts heraus, hier war man sicher; vor den Lebenden hatte man seine Ruhe. Wenn nur die Toten nicht wären!

„Da huscht etwas über den Hof, — sie ist es, Martha!“ hatte die Base gesagt. Doch auch er fühlte das so oft, dieses Huschen und Schwanken und Gleiten, plötzlich ganz nahe an ihm vorüber, das schuf das Grausen. Es war nicht Martha, es war die Frau! Die kam immer wieder! Zuerst hatte sie sich Martha geholt, die süße Dirn, nun wollte sie ihn haben, er mußte das! Immer führte er einen stillen Kampf gegen sie, die Tote.

Während der Mann so stand und grübelte, hatte sich das Bild um ihn allmählich geändert. Die Sonne war inzwischen im See versunken, und da, wo sie ihre

Straße gezogen war, schwammen jetzt gelbe Streifen auf dem fernen Wasserspiegel, und darüber bauten sich die Wolken wie eine metallisch glänzende Bergkette auf. Aus dem schweigenden Nichts war plötzlich eine Welt voll Farbe und Schimmer erstiegen, doch ohne die friedliche Stimmung, wie sie sich nach manchem strahlenden Tag herniedersenkte, — hinter diesen Farben lauerten Sturm und Regen, allerlei Wildes und Bedrohliches.

Als sich der Bauer jetzt umwandte, sah er die Veränderung in der Natur. „Da ballt sich was zusammen!“ sagte er.

Er blickte nach der anderen Seite, wo rosa Wolken über dem Bruch hinzogen. Sie wurden schnell tiefer in den Farben, zergingen und bildeten neue Formen, und da erstanden Bilder in den Wolken, Gesichter, menschliche Arme! War das nicht Marthas lächelnder Mund? Und dort die Frau mit drohender Gebärde!

„Das ist ja Spuk!“ Er rieb sich die Augen, er wollte die Bilder nicht sehen! Nun waren sie auch schon zergangen.

Aber da schob sich schon wieder ein neues Bild zusammen, das war ja doch — ein Pferdekopf! „Fort mit dir! Mußt du mich denn überall verfolgen?“ Der Zorn wallte in ihm auf, als hätte er den Fuchs vor sich. Er hob die geballte Faust zu den Wolken. „Untersteh du dich, mir wieder in den Weg zu kommen!“ murmelte er.

Ja, warum stand er denn hier und ließ sich äffen? Er wollte doch heim gehen! Aber wie unter einem Zwang mußte er sich unterwegs immer wieder rückwärts wenden und nach den Wolken sehen. Die schwammen jetzt als glatte dunkle Streifen auf dem helleren Himmelsrund, der Spuk war dahin. Aber mit einemmal war es, als sagte jemand neben ihm: „Ich bin nicht fort, ich bin nur heruntergestiegen, nun laufe ich hinter dir her!“

Er beschleunigte seinen Schritt, ein Schauer überlief ihn. Er meinte, etwas hinter sich zu hören, zuerst nur so matt, wie wenn ein Windhauch durch bebende Aeste fährt, aber dann deutlicher, ein Getrappel, näher und näher, — das Pferd!

Er lief mehr als er ging dem Hof zu, atemlos kam er an. Da stand die Base vor

der Tür, als hielte sie Ausschau. Er bemerkte in seiner Erregung nicht ihr verstörtes Aussehen.

„Laß den Fuchs nicht herein!“ schrie er ihr wild zu. Dann riß er die Stubentür auf



„Gesunden! Wo?“ fragte er tonlos.

und prallte zurück, — da standen Leute, Gendarmen!

„Sie sind verhaftet, man hat Ihre Frau gefunden!“

Seine Erregung war mit einem Schlag verebbt. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. „Gesunden! Wo?“ fragte er tonlos.

„In Wilhelm Meins Ader liegt sie verscharrt. Sie stehen im Verdacht, sie umgebracht zu haben.“

„Ich? Wer hat das gesehen?“

„Sie wissen wohl, was gegen Sie spricht!“

„Spricht? Wer spricht?“ schrie er plötzlich. „Das Pferd etwa?“ brüllte er. „Es lügt! Wer wird denn einem Pferd glauben!“

Niemand antwortete ihm. Die Gendarmen führten ihn fort. — Er wurde dann den schrecklichen Ueberresten seiner Frau gegenübergestellt; aber er war nun

wieder ganz ruhig geworden, sein hölzernes Gesicht bewegte sich nicht. Er leugnete hartnäckig, an diesem Mord schuld zu sein.

Eines Tages führte man ihn wieder auf seinen Hof. Er ging stumpf dahin, den Kopf hielt er gesenkt. Man öffnete die Tür vom Pferdestall und hieß ihn eintreten. Er blieb in der Tür zögernd stehen.

„Hier ist die Tat geschehen,“ sagte der Untersuchungsrichter laut.

Heinrich Schulz hielt noch immer den Kopf gesenkt. Die Männer in atemloser Spannung regten sich nicht. Es war so still, daß man den Tropfenfall auf dem Dach hörte.

Plötzlich, in die Stille hinein, wachte ein Ton auf, hell, froh, ehrlich, wie ein langgezogener Triller, — das Wiehern des Fuchses, den man hergebracht hatte, und der nun seinen alten Herrn erkannte.

Heinrich erschauerte schreckhaft, seine Hände krampften sich ineinander, er hob den Kopf, er starrte auf das Pferd. Dann sagte er: „Da bist du ja!“ Aber er sagte es ruhig, ohne die verbissene Wut, die er sonst gegen das Tier gezeigt hatte, er sagte es wie aus langem, schwerem Schlaf erwachend, doch noch halb vom Traum umfangen.

„Hier ist die Tat geschehen“, sprach noch einmal die Stimme des Unter-

suchungsrichters. „Gestehen Sie jetzt alles! Hier haben Sie Ihre Frau erwürgt, kein Mensch war auf dem Hof. . .“

Klar und hart ertönte die Stimme des Untersuchungsrichters.

Und da antwortete dieser lauten Stimme ein gedämpft murrender Ton. „Aber das Pferd stand in seinem Stall.“

Der Untersuchungsrichter war einen Augenblick still, nachdem dieses leise Echo seiner Worte verklungen war. Dann fuhr er fort: „So war also kein Zeuge Ihrer Tat da, als dieses Tier, diese stumme Kreatur.“

Und die gedämpfte Stimme fiel wieder ein: „Es war nicht stumm, das Pferd wieherte.“

„Das Pferd wieherte“, wiederholte der Untersuchungsrichter, „aber kein Mensch sah die Tat. Sie haben Ihre Frau ermordet, weil Sie die Magd heiraten wollten. Das Mädchen ging dann ins Wasser, denn es ahnte die Zusammenhänge.“

„Nein, der Fuchs hat es ihr verraten“, murmelte Heinrich Schulz. Er richtete sich plötzlich auf wie ein Mensch, der seine Bande abschüttelt. Die Augen in seinem hageren Gesicht brannten. „Was soll ich denn noch leugnen? Sie wissen ja doch alles! Das Pferd hat keine Ruhe gegeben, bis sie's alle begriffen! Denn Gott war im Tier!“ —



## Wie der Wurm Dobler Hansei zu seinem Weib kam

Von Alois Hauzenberger

**D**er alte Wurm Dobler sitzt am großen, wuchtigen Tisch in der Stuben seines Hauses, schiebt die Brille auf die Stirnkante und schaut geradeswegs auf seinen Buam, der ihm gegenüber am Tisch sitzt. Jetzt kommt was! denkt sich der Hansei, des Wurmdoblers einziger Sohn, der heileibe kein kleiner Hansei mehr ist, sondern ein Prachtkerl, was seinen Körperbau und sein Aussehen anbelangte. Wenn der Vater seine Brille so über die Augen schob, dann kam immer etwas Wichtiges.

Das weiß der Hansei stets, obwohl er geistig etwas schwerfällig und arg schüchtern, das genaue Gegenteil seines Vaters ist.

„Hansei!“ — „Was denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansei!“ — „Was woast denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansei, du hast jetzt Zeit, daß d' heiratst! — Schau, daß d' a Bäuerin herbringst!“ — Schweigen. „Hast g'hört, Hansei?“

„Ja, Vater!“ — Schweigen. Dem

Alten rutscht seine Brille über die Augen. Zornig schiebt er sie wieder hinauf. Ist kein gutes Zeichen über seine Stimmung.

„Bist alt genug, Bua. Schama brauchst dich nôt mit unserm Hof! — Hast denn koa Mäu?“

„Jo, Vater!“

„No, warum red'ist und deud'ist denn nacha nig?“

„Weil, weil i nôt woaß, Vater, wo ich a Bäuerin hernehmen soll!“

„Himmisternmalefizseitn! Zelden, toagiger. Siehst denn nôt, daß die Welt grad so wimmelt vor lauter Weiberleut, von denen jede gern Wurmdoblerin werden tät. Jessas, is der Bua a Ker!“

„Ja, woaßt, Vater, i han bloß nôt 's Herz, daß ich zu einer was sag, woaßt von der Lieb oder vom Heiraten. Wenn's mi auslacha tät, noch a müßt ich mich glei' recht schama.“

„Ja, und ich muaß mich recht schama, daß ich an solchen dalketen Buam hab. Woaßt, Hansei, was da a anderer, schneidiger Bursch machat, wenn ihn a Dirndl auslachen tät, wenn er ihr von seiner Lieb vorredt?“

„Wüßt nôt, Vater, was der machat!“

„Er tät's anlacha, in d' Arm nehma und ihr a herzhaft's Buzl gebn. Herrgottsfakra, bist denn du überhaupt a Bua von mir?“

„Ja, Vater!“

„Also, daß du's woaßt, bis in vier Wochen wird gheirat. Von wo du dei' Wei' herbringst, is mir gleich. Gfund muß f' sein, hübsch viel rescher und schneidiger wie du muß auch sein, und d' Arbeit darf's nôt fürchtn. Alles andere is mir gleich.“

„Ja, Vater, i' woaß aber gar nôt, wo ich's hernehmen soll!“

„s Mäu halt! In vier Wochen mach ma 's Aufgebot und nacha wird g'heirat; Kruzitürken no amal! A anderer fallet mit lachendem Gsicht sein Vatern aufs Wort, und wär ihm die Zeit no z'lang, und du schauft, als wenn dir d' Henna 's Broat davon hätt'n.“

Dann geht der alte Wurmdobler. Die Tür wirft er ins Schloß, daß die Fenster nur so klirren.

Der Hansei sitzt am Tisch allein und zerbricht sich vergeblich den Kopf, wie er jetzt

auf einmal zu einem Weib kommen soll. Er läßt so die Gesichter alle in seinen Gedanken vorbei, die Gesichter der vielen Dirndln der Umgebung. Wär so manche nicht übel, aber da dürst halt der Vater reden für ihn. Er ärgert sich selbst, daß er den Weibsleuten gegenüber gar so tolpatschig und edig ist. Aber der Vater will's nun einmal ham, Zeit wär's auch für ihn und einmal muß ja schließlich sein, daß wieder a Wurmdoblerin aufn Hof kimmt.

Der Hansei versucht sich so etwas hinzudenken in das Verheiratsein, und es erscheint ihm gar nicht so übel. Es gaudelt ihm da allerhand so Schönes und Erfreuliches vor, daß er sich fest vornimmt, alle Schneid zusammenzunehmen und ein Weib auf den Hof zu bringen als seine Ehehälfte, koste es, was es wolle. Er ist nun einmal der Hoferbe und Stammhalter, und er ist auch gewillt, seine Pflicht zu erfüllen.

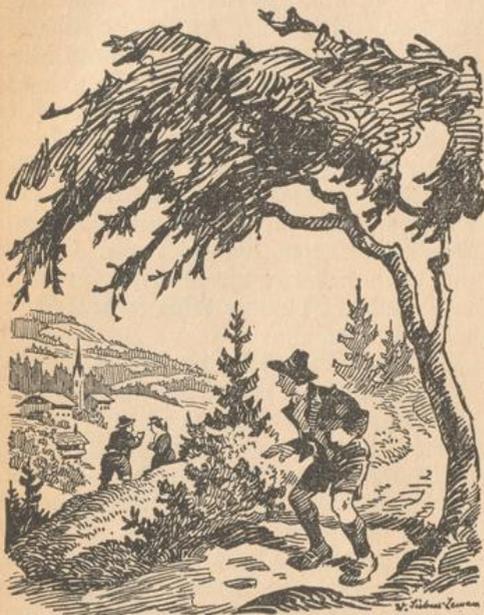
Vierzehn Tage sind nun seit der Unterredung von Vater und Sohn schon herum, und die ganze Heiratsache ist so weit wie vordem. Zweimal hat der Hansei schon den Versuch gemacht, bei solchen, die ihm nicht uneben schienen, anzubandeln, aber stets so ungeschickt und hölzern, daß die Dirndl hellauf lachend davon gewirbelt sind. Den Rat des Vaters, wie es junge, schneidige Burschen da machen, konnte der Hansei ja gar nicht ausführen, denn da waren die tolln Weibsleut längst dahin. Und nachlaufen? Nein, das tat er, der Wurmdobler Hansei dann doch nicht, wo er doch den schönsten Hof im ganzen Wurmbachtal bekam.

Der Vater aber schob schon immer bedenklicher die Brille über die Stirnkante, wenn die beiden allein in der Stube saßen, was kein gutes Zeichen für den langweiligen Sohn bedeutete.

Hie und da denkt der Wurmdobler Hansei an die Sonnleitner Cenzl, die ihm gar nôt übel gfallt. Aber arg resch und schneidig ist die! Du heilige Zeit, ob da der Hansei überhaupt zu einem Buzl gebn kommat, glaubt er selm nôt. Und ob er da mit der Cenzl nachher noch zum Reden kommt, glaubt er auch nôt fest, aber zuwider wär f' sonst nicht.

An einem Sonntag aber führt ihm der Zufall die Cenzl in den Weg, in die Arme, zum Herzen und auf den Hof.

Der Hansei geht nachmittags, fesch und sauber angezogen, wie es sich für einen großen Hoferber und Brautwerber in der Zeit gehört, ins Dorf. Er will etwas Ausschau halten, ob nicht die Mädels doch auch zutraulicher sein können, und er ein wenig



Wie er so den halben Weg an der Hecke hinter sich hat, sieht er mit einem Male nicht weit vor sich einen Burschen mit einem jungen Mädel stehen.

schneidiger. Beim Hanichlbauern seinem Garten entlang geht ein Fußweg. Den schlägt der Hansei ein, weil man von da aus so schön ungesehen in die Dorfstraße kugeln kann.

Wie er so den halben Weg an der Hecke hinter sich hat, sieht er mit einem Male nicht weit vor sich einen Burschen mit einem jungen Mädel stehen. Der junge Mann hat's denkbar eilig, viel oder alles auf einmal zu sagen, so daß auch Hände und Füße noch mitreden. Aber scheinbar glaubt ihm das Dirndl nicht recht.

Denkt sich der Hansei: dem schau ich jetzt zu. Wie's der macht, mach's ich auch, bei der Sonnleitner Cenzl, denn die will ihm schon gar nimmer aus dem Herzen. Weil

grad eine Lücke in der Hecke ist, schlüpft der Hansei hindurch, um etwas näher an das Paar heranzukommen. Er fühlt schon, daß es nicht schön ist, was er jetzt tut, aber Not bricht Eisen, und in zwei Wochen solls Aufgebot bestellt werden. Dabei weiß er noch gar nicht, wie er es eigentlich anschicken soll, die zweite Hälfte zum Eheleben heranzubringen.

Wie der heimliche Lauscher nun nahe dem Paar ist, erkennt er an der Stimme die Sonnleitner Cenzl. Saft! Es gibt dem Hansei einen Stich in die Brust. Grad die mußte sich der junge Windbeutel da draußen ausfuchen.

Aber ein wohliges Gefühl durchrieselte ihn, wie er merkt, daß die Cenzl dem Burschen gar nicht will. Unwillkürlich spuckt der Hansei in die Hände, wie er es zu schwerer Arbeit macht. Die zwei vor der Hecke merken nichts, so erregt geht der Diskurs. Der Bursche aber ist ein flotter Draufgänger und versucht kurzerhand, als das Dirndl ihn hell auslacht, das zu tun, was der alte Wurmdobler als das Richtige hinstellt. Er zwingt das Mädel in seine Arme und will ihr ein herzhaftes Bußl geben. Die Cenzl aber versteht anders und gleichzeitig patst es ganz laut auf des ungestümen Liebeswerbers Wange.

Da ist aber der Hansei nicht mehr zu halten. Im Nu ist er über die Hecke und nun patst es noch lauter auf den hinteren Wangen des verunglückten Liebesjüngers.

Aber der entwindet sich bald wieder den Armen des wütenden Hansei und dann hat der Hansei auf einmal die Cenzl in den Armen. Er weiß nicht, hat er sie schützend in die Arme genommen, oder ist sie schuchsuchend hineingeflüchtet. Er weiß auch nicht, ob ihm der Atem so schwer geht von der Balgerei mit dem Wegmacher Steffen — das war der Bursche —, oder ob ihn der an seiner Brust wogende Busen des erglühenden Dirndls so aufgeregter werden läßt. Und der schüchterne Hansei braucht sich gar keinen besonderen Anlauf zu nehmen zu einem kräftigen Bußl auf des Dirndls Mund.

Der unterlegene Steffen ist hohnlachend geflüchtet und hat später immer erklärt, die

Cenzl sei dem Hansei in die Arme gefallen. Aber das kann auch nur der Neid gesagt haben.

Der Hansei ist glückstrahlend mit der Cenzl ins Dorf zu einem Schöpferl Wein, und wie sie auseinander gingen, die Cenzl und der Hansei, waren sie sich einig. Das Abschiedsbußl ging schon ganz geübt und im ganzen Wurmbachtal war kein Mensch glücklicher als der Hansei.

Der alte Wurmdobler sitzt tags darauf wieder am Tisch in der Stube und schaut mit der Brille über der Stirnante seinen Buben scharf an. Es ist ihm, als sei der ein wenig anders wie sonst, ein wenig frischer und freier. Aber er kann sich auch täuschen.

„Hansei!“ — „Was denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansei!“ — „Was willst denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansei, wie weit steht die Sach? Von wegen der Heirat!“

„Auf d' Wocha gehn wir ins Einschreibn, Vater!“

Dem alten Wurmdobler rutscht die Brille auf die Augen. Aber rasch hat er sie

wieder oben. Hm! Ist das sein Bub, sein langweiliger schüchterner Hansei?

„Wer wird denn Wurmdoblerin?“

„Die Sonnleitner Cenzl, Vater!“

„Hm, lammfromm und mausstadt is grad nôt, soviel i woaf. Aber schadt nir. Rescher wie du darf's eh sein.“

Dann geht er aus der Stube, der alte Wurmdobler. Draußen sagt er zu sich selm: „Wenn's drauf ankommt, es er halt doch a Bua von mir, der Hansei!“

Drinne sitzt der Hansei wieder allein am Tisch und denkt darüber nach, wie es werden wird, wenn die Cenzl bei ihm am Tisch des Wurmdoblerhofes sitzt. Er hat scho gmerkt, daß sie mit der Red nôt verlegen ist, aber dös findt er an der Ordnung. Was dem einen abgeht, soll das andere ham.

Nach vier Wochen aber war die Sonnleitner Cenzl Wurmdoblerin und der Hansei gab seinem Weibe einen guten Ehemann. Er wunderte sich später oft, daß er gar so ein schüchterner Bursch gewesen, aber es war gut, sonst hätte er wohl kaum seine Cenzl.



## Die Aufgaben der Marine im jetzigen Krieg

Von Konteradmiral Lühow

### Was will Großbritannien?

Großbritannien hat uns am 3. September 1939 den Krieg erklärt. Was will es von uns? Wir hören als Gründe das Schlagwort von der Gleichgewichtspolitik in Europa, den Neid und die Eifersucht auf unseren wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung. Noch bezeichnender aber für Art und Maß der britischen Kriegsziele ist das, was hochstehende Engländer und viel gelesene englische Zeitschriften nach dem ersten

Weltkrieg von der Wirkung ihrer Hungerblockade gegen das deutsche Volk erwarteten. So schrieb man 1918 und 1919 in England, es könne vorhergesehen werden, daß Zehntausende noch nicht geborener, ja noch nicht einmal empfangener deutscher Kinder dank der Unterernährung durch die Hungerblockade für ein Leben „körperlicher Minderwertigkeit“ vorherbestimmt seien. Man erhoffte also eine gesundheitliche Schwächung und Entartung des deutschen

Volkes in allen Schichten. Die deutsche Frau und Mutter hat diesen schändlichen Plan zum Scheitern gebracht, sie hat dadurch mittelbar einen starken Anteil an den Siegen unserer jungen Generation seit 1939 und ihr gebührt unser Dank und unsere Hochachtung deswegen. Mögen die Töchter sich ihrer Mütter würdig erweisen!

Das Ziel der Briten im jetzigen Krieg ist daselbe wie 1914/1918. Alle Entbehrungen, Leiden, Verluste und Sorgen, die der Krieg mit sich bringt, wären nichts im Vergleich zu dem Elend und der Not, die uns bei etwaigem Obliegen Großbritanniens erwarten würden.

Aber der Krieg hat uns neben der Feindseligkeit der Briten auch die der Nordamerikaner und Bolschewisten enthüllt; ja, es wird sogar immer wahrscheinlicher, daß England je länger desto mehr von den beiden anderen Weltmächten vorwärtsgetrieben wurde. Schon seit drei Jahrzehnten ist eine wachsende Abhängigkeit Großbritanniens von den Vereinigten Staaten zu beobachten gewesen. Nach der Erklärung des Führers vom 10. Dezember 1941 haben wir in Roosevelt den Hauptanstoßer des jetzigen Krieges zu sehen. Die britischen Niederlagen verschärften die Hilfsbedürftigkeit Englands; und da die nordamerikanische Unterstützung allein nicht ausreichte, mußte auch Stalin um Mitwirkung gebeten werden. Damit sind die Gegensätze vertieft worden; denn die Lebensauffassungen der Nordamerikaner und der Bolschewisten weichen noch weit mehr von den unsrigen ab als die der Briten. Das nordamerikanische Volk hat sich den Dollar zum Gott gesetzt, die Bolschewisten den alles Geheimnisvolle des Lebens und der Seele ableugnenden, kalt rechnenden Verstand. Unser Kampf geht daher auch darum, daß wir unsere Eigenart im Fühlen und Denken, in Sprache und Sitte, in Arbeit und Erholung, in Familie und Kameradschaft uns und unseren Kindern erhalten und vererben. Diese inneren Güter gehören nicht weniger zu unserem Leben als Nahrung und Kleidung, sie sind unentbehrlich für unser Selbstbewußtsein und unsere Selbstachtung. Dem uns von Großbritannien aufgezwungenen Krieg durfte

deshalb unter keinen Umständen ausgewichen werden.

Wie gedachte Großbritannien den Krieg zu führen?

Unmittelbar nach seiner Kriegserklärung traf Großbritannien die Maßnahmen zur Absperrung des deutschen Volktes von allen Zufuhren. Diese Maßnahmen waren durch ein bereits 1937 geschaffenes Blockadeministerium auf Grund der reichen Erfahrungen des ersten Weltkrieges vorbereitet worden — ein Beweis, wie planmäßig man in England auf den Krieg gegen uns zusteuerte. Nicht nur Kriegsggerät, sondern auch — entgegen allem Völkerrecht — Lebens- und Futtermittel wurden als unbedingtes Banngut auf See behandelt, um wie 1914 zu versuchen, die Bevölkerung Deutschlands auszuhungern und die kommende Generation „körperlich minderwertig“ zu machen. Auch der Druck auf die Neutralen zum Abbrechen ihrer Handelsbeziehungen mit Deutschland, die berüchtigten „Schwarzen Listen“ für neutrale Firmen u. ä. setzten wieder ein. Die Durchstöberung der Post auf neutralen Schiffen wurde mit derselben Gründlichkeit wie im ersten Weltkrieg betrieben. Ihr Zweck war nicht nur, augenblicklich wichtige militärische und politische Nachrichten zur Kenntnis der Briten zu bringen, „sondern auch einen Schatz an Handelsinformationen zu sammeln, die für Großbritannien weit über den Friedensschluß hinaus wertvoll sein mußten“; so äußerte sich 1932 ein Angehöriger des britischen Postüberwachungsdienstes und so wurde auch von 1939 ab wieder verfahren. England wünschte von vornherein sich auf lange Sicht am Krieg zu bereichern, indem es anderen Völkern die Kenntnis ihrer geschäftlichen Beziehungen stahl, um sich selbst an die Stelle unbequemer Wettbewerber zu setzen.

Englische Minister sprachen auf Grund solcher Absichten von einer „bequemen Kriegsführung“: Die britische Flotte brauchte sich nicht zur Schlacht zu stellen, britische Landtruppen brauchten nicht zu kämpfen, sondern Flotte wie Landheer konnten in sicheren Stützpunkten und hin-

ter der Maginotlinie warten, bis das deutsche Volk, durch Unterernährung mürbe gemacht, um jeden Preis Frieden schließen würde. Vorsorglich tat die britische Propaganda das Ihre, um die Zersetzung unserer inneren Einmütigkeit herbeizuführen oder zu beschleunigen: sie verbreitete, wie im ersten Weltkrieg, die Behauptung, England kämpfe durchaus nicht gegen das deutsche Volk, sondern allein gegen seine derzeitige Regierungsform — im ersten Weltkrieg war es die Monarchie, jetzt der Nationalsozialismus. Im Lauf des Krieges sah man sich dann gezwungen, dem eigenen Volk gelegentlich die wahre Meinung zu enthüllen, um ihm die Schwere und Härte des Krieges begreiflich zu machen; so z. B. in der angesehenen Zeitschrift „Das 19. Jahrhundert“, die im Oktober 1941 aussprach, der Kampf gelte nicht Hitler, sondern dem ganzen deutschen Volk.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Großbritannien glaubte, ohne fremde Unterstützung auf dem Wege der Hungerblockade zum Ziel zu gelangen. Der Mitwirkung des Präsidenten Roosevelt war man sicher; zweifellos hat man auch Stalin als Helfer in die Rechnung eingeseht. Denn daß dem Nichtangriffsabkommen zwischen Berlin und Moskau vom August 1939 nicht die Bedeutung einer Ausöhnung oder auch nur Annäherung von Nationalsozialismus und Bolschewismus zukäme, hatte unser Führer von vornherein erklärt. Über kurz oder lang werde sich Stalin, so hofften die britischen Staatsmänner, bereit finden, seine ungeheure Kriegsrüstung gegen Deutschland als den gefährlichsten Gegner des Bolschewismus in Gang zu setzen und damit die Einkreisung des deutschen Volkes zu vervollständigen.

### Wie entwickelte sich der Krieg?

Indessen der Kriegsverlauf schlug andere Bahnen ein als man in London gedacht hatte. Unser Gegenschlag gegen die Hungerblockade, der Kampf der U-Boote, Flugzeuge, Zerstörer und Panzerschiffe gegen bewaffnete, im Geleitzug fahrende und im Kriegsdienst verwendete Handelsschiffe wurde bald spürbar. Man sann deshalb, wie wir aus erbeuteten Denkschriften

wissen, auf eine Verschärfung der Blockade und entschloß sich für März oder April 1940 zum Ueberfall auf Norwegen, um die schwedischen Erzgruben zu besetzen und Deutschland die Erzzufuhr von dort abzuschneiden. Der Führer erhielt Kenntnis davon und traf insgeheim seine Gegenmaßnahmen: 10 Stunden vor der geplanten englischen Landung besetzten deutsche Truppen, auf Kreuzern, Zerstörern, Minensuchbooten und Flugzeugen über See befördert, die 5 wichtigsten norwegischen Häfen. Ein solches Wagnis, mit einer kleinen, erst im Aufbau begriffenen Flotte an einer sechsfach überlegenen feindlichen Flotte vorbei ein Heer über See zu schicken, war noch nie in der Kriegsgeschichte vorgekommen. Seine volle Bedeutung wurde erst im weiteren Kriegsverlauf klar: nicht nur sicherte es uns den ungestörten Bezug des schwedischen Erzes und verschloß dem Feind wichtige Zufuhren an Holz, Erzen und Lebensmitteln, nicht nur brachte es wertvolle Flotten- und Luftstützpunkte in unsere Hand, sondern es beraubte auch England der breiten Grundlage, auf der man bei dem vorherzusehenden Angriff Stalins mit seiner Wehrmacht in Verbindung treten konnte.

In noch höherem Maß als die Besetzung Norwegens kam unmittelbar unsere Gegenblockade der Eroberung Frankreichs zugute, weil sie gestattete, die Ausgangsstellungen der U-Boote, Flugzeuge, Kreuzer und Schlachtschiffe um etwa 600 Seemeilen (= 1100 Kilometer) näher an die Geleitzugswege nach England heranzuschieben. Schon im Oktober 1940 mußte Churchill in einer Rundfunkansprache zugeben, daß „das Anwachsen der U-Bootsgefahr das bedrohlichste Anzeichen für die gefährdete Lage Großbritanniens“ sei. Die U-Bootsabwehr wurde dieser Gefahr um so weniger Herr, als es uns gelang, von November 1940 ab U-Boote nicht nur einzeln, sondern auch in Gruppen und in planmäßig geleitetem Zusammenwirken mit Schlachtschiffen, Kreuzern und Flugzeugen auf die Geleitzüge anzusetzen. Großbritannien sah sich auf seinem ureigensten Gebiet, dem Seekrieg, in die Verteidigung gedrängt und suchte Auswege durch Ent-

fesselung von Landangriffen gegen Deutschland und das seit Juni 1940 mit ihm verbündete Italien. Dem mißglückten Landungsversuch im westafrikanischen Hasen Dakar, von wo aus Verbindung mit Ägypten zwecks breiten Vorgehens gegen Europa hergestellt werden sollte, folgte im April 1941 die Aufwiegelung Griechenlands und Jugoslawiens gegen uns, die in raschem Feldzug niedergeworfen und von der Wiedereroberung der wichtigen Insel Kreta durch unsere Fallschirmjäger gekrönt wurde. In demselben Zeitpunkt, in dem der Angriff Stalins gegen uns vorgesehen war, dem der Führer am 22. Juni 1941 zuvorkam, begannen die britischen Vorbereitungen für den Großangriff in Nordafrika, der am 18. November 1941 einsetzte. Auch er blieb stecken, weil es unseren ins Mittelmeer entsandten U-Booten und Flugzeugen, zusammen mit der italienischen Flotte und Luftwaffe gelang, den Briten durch Außergefechtsetzung ihrer vier Mittelmeer-Schlachtschiffe, eines Flugzeugträgers, dreier Kreuzer, mehrerer Zerstörer und eines Duzend Transporter die Beherrschung des Seeweges Gibraltar—Alexandrien für die Nachschubtransporte zu sperren, die Seeverbindung Italien—Tripolis dagegen zu sichern; auf Grund der so veränderten Seekriegslage konnte Generaloberst Rommel dank seiner überragenden Feldherrnkunst im Januar 1942 den Feind zurückwerfen.

Großbritanniens Lage wurde noch ungünstiger, als Japan, durch Roosevelts zum Neuzersten gereizt, am 7. Dezember 1941 in den Krieg eintrat und durch überraschende Angriffe in Pearl Harbour und bei Singapur innerhalb der ersten Tage 6 feindliche Schlachtschiffe versenkte. Dadurch gewann es ein Übergewicht zur See in Ostasien, das ihm erlaubte, bis März 1942 Hongkong, die Philippinen, die Halbinsel Malaya mit Singapur, Niederländisch-Indien und Teile von Neuguinea zu besetzen. Die japanische Seeherrschaft wurde befestigt durch weitere Gefechte in der Javasee, bei Ceylon und im Korallenmeer, in denen der Feind 1 Schlachtschiff, 3 Flugzeugträger, 9 Kreuzer und 7 Zerstörer verlor.

Hatte nach dem Eingeständnis Churchill's die Frachtraumnot durch unseren U-Bootkrieg England und Nordamerika an rechtzeitiger Verstärkung ihrer Stellung in Ostasien gehindert, so zwangen umgekehrt die japanischen Siege im Stillen Ozean und die deutsch-italienischen im Mittelmeer zu einer Verzettlung der Kräfte unserer Feinde, die wieder dem U-Bootkrieg zugute kamen. Die Versenkungsergebnisse stiegen an, die Zahl unserer Front-U-Boote wuchs, als nach dem harten Winter die Erprobung und Ausbildung neuer Boote nicht mehr durch Eis verzögert wurde, die Verluste an U-Booten blieben gering. Die Unternehmungen der U-Boote konnten aus eigener Kraft, ohne Zuhilfenahme von Zwischenstützpunkten, bis in die westindischen Gewässer und den Süd-Atlantik ausgedehnt werden. Ein Ende März 1942 versuchter britischer Ueberfall auf unseren U-Bootstützpunkt St. Nazaire in Frankreich wurde abgeschlagen.

#### Seemacht und Zukunft.

Es ist bezeichnend für die uns durch unsere Lage im Herzen Europas und an wichtigen Meeren sowie durch unsere Anlagen und Fähigkeiten gestellten Aufgaben, daß die Landschlacht an der Ostfront und der Seekampf auf dem Atlantik sich zu Brennpunkten der Kriegsentcheidung ausgebildet haben. Wir sind für Land und See geboren und wir werden unsere Kräfte nur dann voll entfalten können, wenn wir unsere Machtstellung auf beiden Elementen behaupten und erhalten. Schon der erste Weltkrieg ließ uns fühlen, wie notwendig dazu eine angemessene Kriegs- und Handelsflotte ist. Der jetzige Krieg hat diese Erfahrung erhärtet. Aber er hat darüber hinaus die weitere Erkenntnis in uns vertieft, daß alle greifbaren Machtmittel, so unentbehrlich sie sind, nur dann nutzbringend für uns, unseren Erdteil und die Menschheit gemacht werden können, wenn sie Sinn und Leben erhalten durch den Glauben an unsere Berufung zu den gestellten Aufgaben. Diesen Glauben lebt uns Adolf Hitler vor, wir haben ihm zu folgen und werden ihm folgen.

## Des Hinkenden Standrede über das neue Europa



**G**ndlich war auch dieser grimmige Winter zu Ende gegangen, der wahrlich mit Eis und Schnee nicht gespart und viele Wochen lang alles in seinen eifigen Bann geschlagen hatte. Allmählich wurde es linder draußen, was immer wieder die gleiche Anruhe ins Bauernhaus trug, denn jetzt ging es an die allerlehten Vorbereitungen für die Frühjahrsebestellung. Und diese Vorarbeiten mußten recht sorgsam getroffen werden, denn am Bauer sollte es auch diesmal nicht fehlen, wenn es galt, die Ernährung des deutschen Volkes sicherzustellen. Diesmal mehr denn je, denn drei ungewöhnlich lang andauernde und harte Winter und dazu die lehte nicht ganz den Erwartungen entsprechende Ernte haben die Reserven der Ernährungswirtschaft etwas stärker als sonst in Anspruch genommen, so daß weniger aus direkter Notwendigkeit als aus vorausschauender und vorsorgender Vorratspolitik die Rationen an Brot, Fleisch und Fett gekürzt werden mußten. Nun galt es, nach Möglichkeit aufzuholen bzw. m e h r zu erzeugen, dem Boden das Höchstmögliche abzugewinnen, jedes bisher etwa ungenutzte Fleckchen Erde anzubauen und ertragsfähig zu machen. Der Appell unseres Reichsmarschalls an das deutsche Landvolk soll nicht ungehört verhallen. Der deutsche Bauer weiß, worum es diesmal geht und er tut seine Pflicht so getreu, wie jeder Soldat an der Front. Wohl sind die Arbeitskräfte rar, denn die Front braucht alle waffen-

fähigen Leute, aber da springen alle Daheimgebliebenen ein, die Alten, die schon ans Zuruhefetzen dachten; die Jungen, die noch das Leben vor sich haben, und vor allem die Bäuerin, die tatkräftig an den Platz ihres Mannes tritt. Und wo es nicht langan will, da setzt die Nachbarschaftshilfe von Hof zu Hof, der Landdienst der Hitlerjugend, die Erntehilfe der Städter und nicht zuleht die Wehrmacht ein. Alle verfügbaren Kräfte werden eingesetzt, um der Sicherung der Ernährung des Volkes zu dienen, bildet dies doch mit einem Hauptfaktor zur Erringung des Endsieges.

Zu den Vorbereitungen im Rahmen der neuen Erzeugungsschlacht gehören auch die beratenden und aufklärenden Vorträge, die um diese Zeit die Landesbauernschaft allerorts halten läßt. Solch ein Vortragsabend war es auch, der unsere Bauern und Landwirte an diesem Sonntag im „Ochsen“ zusammenführte. Da sprach der Ortsbauernführer über verschiedene Anordnungen des Reichsnährstandes, über die notwendige Mehrabgabe verschiedener Erzeugnisse, über den Arbeitskräfteeinsatz, das Hamsterunwesen, die Preisgestaltung usw. uff. Dann hatte der Landesökonomierat seinen Bauern allerhand zu sagen über nutzbringenden Anbau, Düngung und rationelle Verwertung der Ernte u. a. m.; der Fachberater für den Tabakanbau wußte verschiedenes Neues und Interessantes. Kurzum, es gab allerhand zu lernen, zu behalten und zu beachten. So war es denn selbstverständlich, daß am Schluß der Versammlung eine rege gegenseitige Aussprache einsetzte, bei der es mitunter recht lebhaft zunging, wenn die Meinungen mal etwas härter aufeinanderprallten.

Just im schönsten Diskurs stellte sich als ein gar gern gesehener Gast und lieber alter Freund der Hinkende ein. Suchend blickte er sich um im rauchgeschwängerten Lokal und ließ sich dann etwas umständlich am großen Mittelstisch nieder, wo man ihm bereitwilligst Platz machte. Bald brannte das Pfeischen und ein gutes Viertel hatte der Wirt für den Hinkenden auch noch übrig. Aufmerksam lauschte er den Ge-

sprachen rundum und gab gern zu allen an ihn gerichteten Fragen seine Meinung kund, denn der Rat und das Wort des alten Bauernfreundes hatte noch allzeit einen guten Klang. Alles kam doch da aufs Tapet, was das Herz bewegte, die Kriegslage, die stolzen Erfolge unserer tapferen Soldaten, die Ernährungslage und vieles andere mehr. Man kam vom Hundertsten ins Tausendste, und da blieb es denn nicht aus, daß auch einmal die Frage auftauchte, wie dereinst wohl nach siegreich beendetem Kriege das neue Europa sich in Handel und Wandel, politisch und wirtschaftlich gestalten werde. Still vor sich hinschmunzelnd hörte sich der Hinkende all die verschiedenen Ansichten an. Das war ja das Thema, über das er schon lange einmal reden wollte. Und als man ihn dann direkt darum anging, da ließ er sich denn auch nicht lange bitten.

So einfach freilich, so begann er bedächtig, ist die Frage nach der Gestaltung des neuen Europas nicht zu beantworten, denn wir können wohl in die Zukunft planen, aber nicht in die Zukunft sehen. Aber eines steht fest, daß schon heute alle maßgeblichen Kräfte sich dafür einsetzen, daß die Frage der Neugestaltung des freien Europas dem entspricht, wofür jetzt die Jugend Europas die Waffen führt.

Noch steht ja fast ganz Europa — von einigen wenigen Außenseitern abgesehen — mitten im Kampf gegen die Weltfeinde Bolschewismus, Plutokratie, Demokratie und ihren geistigen Vater, das Weltjudentum, die ja alle die Vernichtung und den Untergang Deutschlands und mit ihm Europas als oberstes Kriegsziel erklärt haben. Drei Kräfte haben den jetzigen Krieg herbeigeführt. Erstens Englands Politik, die in Europa seit jeher den weniger Starken gegen den Stärksten unterstützte und für dessen Staatsmänner seit 300 Jahren die Möglichkeit eines geeinten Europas ein wahrer Alpdruck war, weil sie genau wußten, daß, wenn die Völker Europas einmal ihre gemeinsamen Interessen und ihr Gesamtschicksal erkennen würden, das verräterische Intrigenspiel Englands in Europa endgültig ausgespielt wäre. Zweitens die bolschewi-

stische Internationale, die bei der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 in Deutschland hinweggefegt wurde, aber in andern Ländern als sogenannte Volksfront getarnt weiterlebt; und drittens das internationale Judentum, das sich mit England, den Vereinigten Staaten von Amerika und schließlich mit dem Bolschewismus verbündet und das ganze jüdische Weltkapital für den Kampf gegen das neue Deutschland und damit auch gegen das neue, judenbefreite Europa eingesetzt hat.

Nach einer langen Reihe von Verräterien an Europa hat England in wahnwitziger Verblendung wiederum bedenkenlos die europäischen Völker in den Krieg gegeneinander geheßt, im letzten verzweifelten Versuch, seine Weltherrschaft zu retten. Es hat damit aber letzten Endes nur erreicht, wovor es allezeit zitterte und bangte: Die von Deutschland erkämpfte, werdende Einheit und Einigung Europas.

Dieser letzte und größte Verrat an Europa wird auch das Ende Englands und seiner Weltherrschaft endgültig besiegeln. Es gibt nur eine Lösung nach diesem Kriege: Entweder eine europäische Einigung oder ein vollständiges Chaos. Daß das Letztere nicht eintreten wird, dafür sorgen erstens die tapferen Soldaten der verbündeten europäischen Nationen, die sich zum Kreuzzug gegen die Verderber Europas unter deutscher Führung zusammengeschlossen haben und zweitens die weit vorausschauenden Planungen und Abkommen der europäischen Staatsmänner, Politiker und Wirtschaftsführer.

Ein Volk ist ein vielgliedriges Gebilde von Organen, die sich in verschiedener Weise zu immer höheren Gruppen und schließlich zu einem Ganzen zusammenschließen. Das Höhere strahlt in das Niedere seinen Tatwillen hinein und so entsteht, je nachdem dieser befolgt oder nicht befolgt wird, höchste Entwicklung und Blüte oder Zerfall und Untergang. Je klarer und sinnvoller die Einwirkung von oben ist, desto größer werden Kraft und Leistung der Wirtschaft eines Volkes.

Auch das wirtschaftliche Verhältnis der Völker untereinander hängt von den höheren Lebenstrieben ab, die ihren Tatwillen in die einzelnen Volkswirtschaften hineinstrahlen. In der Zeit, als Europa noch über alle Wirtschaftsgüter in allen Teilen der Welt verfügte, entwickelten sich große Wirtschaftsorganisationen, die nicht mehr räumlich geschlossen waren, sondern darauf ausgingen, die Reichtümer fremder Länder in die eigene Volkswirtschaft hereinzuholen. Die eigene Wirtschaft wurde meist grob vernachlässigt und franke stets an dem massenweisen Hineinströmen fremder Werte, besonders, wenn dies nicht im Austausch gesunden Handels, sondern durch unnatürliche Ausbeutung fremder Länder geschah. Die klassische Form dieses reinen Wirtschaftsimperialismus hat England entwickelt. Es hat seine gierigen Finger über die ganze Welt ausgestreckt und von jeder eine wirtschaftliche Organisation Europas und besonders Deutschlands zu verhindern gesucht.

Europa befindet sich heute in einer sehr kritischen Lage. Seine Bevölkerung hat sich in den letzten 200 Jahren um das Fünffache vermehrt und die Lebenshaltung hat sich verdreifacht, ohne daß der dadurch verfünffachte Bedarf aus eigenem Gebiet gedeckt werden kann. Seine frühere beherrschende Stellung in der Welt wird Europa wohl nie wieder erlangen. In der Mitte Europas liegt heute aber Großdeutschland, ein durchorganisierter und leistungsfähiger Großstaat, der befähigt und gewillt ist, das zu erreichen, was der Bedeutung Europas in der Welt entspricht. Es ist also Deutschlands verantwortliche Aufgabe, den europäischen Kontinent durch Zusammenschluß starker und selbständiger Volkswirtschaften in gegenseitiger Ergänzung und Kraftsteigerung zu einem wirtschaftlichen Großraum zu organisieren, der den Leistungen, Bedürfnissen und

Möglichkeiten der einzelnen Länder gerecht wird. Produktion und Verbrauch sind einheitlich zu regeln, Einfuhr und Ausfuhr den Bedürfnissen entsprechend umzustellen.

Wir wissen ja alle, daß die deutsche Binnenwirtschaft nun seit Jahren staatlich gelenkt wird, was eine neue Ordnung der Ein- und Ausfuhr möglich gemacht und bisher höchstmögliche Leistungen erzielt hat. Neue Zahlungs- und Verrechnungs-



Entweder eine europäische Einigung oder ein vollständiges Chaos.

abkommen innerhalb der europäischen Länder wirkten sich recht günstig aus. Durch europäische Großabkommen sind die einzelnen insbesondere auch die kleineren Länder imstande, auf lange Sicht bei gerechten Preisunterlagen disponieren zu können. Diese Abkommen sollen in Zukunft nach Möglichkeit noch vereinfacht werden. Die neuen Formen haben sich grundsätzlich bewährt und kein Volk in Europa denkt heute mehr daran, zu den alten, risikoreichen, liberalistischen Wirtschaftsformen zurückzukehren. Dies ist ein besonders eindrucksvoller Erfolg deutscher Wirtschaftspolitik.

Es bilden sich, beschleunigt durch die Erfordernisse der Kriegszeit, immer deutlicher geschlossene Großwirtschaftsräume heraus, die dem Außenhandel mehr und mehr seine früheren Gefahren nehmen und so für die einzelnen Volkswirtschaften stark

kostenparend wirken. Die großen Nationalwirtschaften sind auch weiterhin auf die Einfuhr lebenswichtiger Rohstoffe und Nahrungsmittel angewiesen. Diese Bezüge müssen unter allen Umständen völlig gesichert sein; und sie sind es heute schon innerhalb Europas. Alle europäischen Länder haben heute das deutsche Grund-System angenommen. Krisenfestigkeit ist das erste und sehr bedeutende Ergebnis dieses Systems. Die Zusammenarbeit wird immer weiter vertieft werden. Dazu gehört vor allem die immer besser werdende Kenntnis der gesamteuropäischen Möglichkeiten zur Produktion und zum Austausch; Kenntnisse über Vorhandensein der Produktionsmittel, der Erzeugungskosten, Boden- und Transportbedingungen, Handelsbeziehungen, Zölle und Sozialabgaben sind ebenfalls unbedingt erforderlich, wenn zweckvolle europäische Groß-Wirtschaftsplanung einsetzen soll. Der Wohlstand und das Glück der Völker beruht hauptsächlich auf der Wirtschaft. Richtiger und verständiger gelenkter Güter- und Leistungsaustausch innerhalb des Großraumes Europa wird daher oberstes Gesetz sein.

Reichsminister Funk erklärte einmal zu diesem Problem: „Die Völker Europas stehen an einer Schicksalswende. Das wirtschaftliche Gesicht, so wie es sich im Feuer dieses Weltkrieges formt, wird zwei wesensbestimmende Säue tragen: Gemeinschaftsarbeit und Wirtschaftsfreiheit. Die wahre Wirtschaftsfreiheit liegt in der Sicherung der Rohstoff- und Nahrungsmittelgrundlage, in der Befreiung der Wirtschaft von internationalen Finanzinteressen und Konjunkturabhängigkeiten sowie in der freiwilligen Unterordnung des Einzelnen unter das Primat der Volksgemeinschaft. Die autoritären Regierungen Deutschlands und Italiens gaben als erste ihren Völkern den Auftrag, alle Kräfte in freiwilliger Zusammenarbeit unter staatlicher Führung für das Gemeinwohl einzusetzen. Erst damit wurde die Grundlage für eine neue politische und soziale Lebensordnung in Europa geschaffen. Die erste Voraussetzung dazu ist die Sicherung des europäischen Lebens- und Wirtschaftsraumes. Die zweite Voraussetzung für

eine dauerhafte europäische Wirtschaftseinheit ist der Wille zur europäischen Gemeinschaftsarbeit, der, wie er jetzt unter dem harten Druck der Kriegsergebnisse geprägt wird, als Leitgedanke der Wirtschaftssanierung auf die kommende Friedenszeit zu übernehmen sein wird. Das bedeutet vor allem die Bereitschaft, die eigenen Interessen denen der europäischen Gemeinschaft unterzuordnen. Aus solchen Erkenntnissen müssen zwei Grundsätze entstehen, die dem Gesicht der künftigen europäischen Wirtschaft das Gepräge geben werden: eine europäische Wirtschaftsgemeinschaft, die alle Partner möglichst gleich stark wünscht, damit auch das ganze Europa möglichst stark ist, und ein soziales Gewissen, das den Wirtschaftserfolg denen zugute kommen läßt, die ihn erkämpften.“

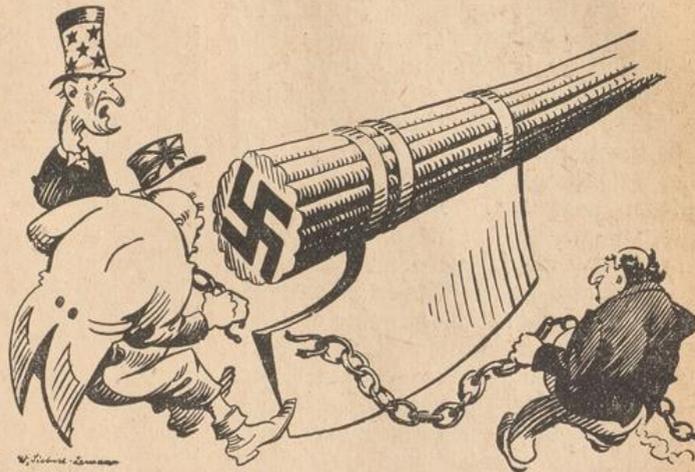
In dem geschlossenen Wirtschaftsraum, als der Europa aus diesem Krieg hervorgehen wird, werden auch die Völker aller daran beteiligten Nationen sichere Arbeit und Lebensmöglichkeiten finden. Die Autarkie auf europäischer Basis, also die Selbstversorgung aus eigener Kraft, auf die wir mit allen Kräften hinarbeiten, wird selbstverständlich ganz andere Eigenschaften haben, als die durch die Zeitumstände bedingten nationalen Autarkien. Es ist sicher, daß in einem neuen Europa ein teilweiser Abbau der nationalen Autarkie zugunsten der Angleichung an die kontinentale also europäische Autarkie stattfinden wird. Die enge politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Staaten Europas wird es ermöglichen, daß die verträglichste Stärke eines jeden von ihnen auch die Stärke der Gesamtheit ist. Die Entwicklung hierzu ist offensichtlich bereits im Werden. Aus der großen im Gang befindlichen militärischen Auseinandersetzung wird mit Sicherheit auch die angestrebte neue wirtschaftliche Ordnung Europas entstehen. Diese Neuordnung kann aber nur dann fruchtbar sein, wenn sie auf Großräumigkeit und lebendigen Austausch hinarbeitet. Autarkie auf lebenswichtigen Gebieten ist nur in großen Wirtschaftsräumen möglich. Bilden sich aber große Räume und sind in ihnen die Rohstoff-

quellen gerecht verteilt, so können diese Gebiete auch mit den übrigen Ländern der Welt einen ersprießlichen Handel treiben, ohne eine Gefährdung ihrer Unabhängigkeit befürchten zu müssen.

Wenn England bisher noch immer Hoffnungen auf die wirtschaftliche Erschöpfung des von den Achsenmächten beherrschten europäischen Kontinents zu haben glaubte, so ist jetzt doch bereits klar zu erkennen, daß diese Hoffnung zunichte ist. Die englische Blockade ist heute endgültig zerbrochen. Je länger der Krieg dauert, desto schwächer wird England, desto stärker aber wird die europäische Abwehrfront, die sich unter deutscher Führung und Anleitung auf verstärkte Selbstversorgung umgestellt hat.

Nur durch die machtvolle Erstarkung Deutschlands, nur durch der Nationalsozialismus und durch den für Deutschland und seine Verbündeten siegreichen, ihnen von den europaseindlichen Mächten aufgezwungenen Krieg wurde der einzig mögliche Weg für die Gestaltung und Formgebung eines wirklich neuen Europas gegeben. Erst der Nationalsozialismus lehrte uns zunächst innenpolitisch, dann auch in der Außenpolitik, daß man Riesenberge des Widerstandes nur dann bezwingt, wenn man in allem, was man greift, immer Neues hervorbringt. Nicht Einzelerfolge und nicht nur Schlachtensiege machen die Größe der Zeit aus, die wir durchleben dürfen, sondern vor allem die Tatsache, daß alles eine einzige geniale Führung und Planung ist, die als Ganzes das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige umschließt. So bringt dieser Krieg einem ganzen Erdteil die Erkenntnisse der großen geschichtlichen Zusammenhänge und auch der geschichtlichen Zusammengehörigkeit. Großraumpolitik ist deshalb das Gebot

und oberstes Gesetz des neuen Europas der Zukunft. Diesem Gesetz gehorcht eindeutig die Politik Adolf Hitlers. Europa mit seiner bisherigen Kleinstaaterei, seinen zahllosen Kriegen unter- und gegeneinander, seiner erdrückenden Engräumigkeit ist genau so unzeitgemäß und von der Entwicklung der Dinge überholt, wie es z. B. ein in Einzelstaaten aufgeteiltes Nordamerika sein würde. Den Zusammenschluß



Die englische Blockade ist endgültig zerbrochen.

der nordamerikanischen Staaten hat England seinerzeit trotz Einsatzes aller Mittel nicht verhindern können. Es wird auch eine Neugestaltung Europas zu einem den Zeitverhältnissen entsprechenden Großraumgebilde nicht verhindern können. Denn dieser Zusammenschluß ist ein Erfordernis der Zeit, das sich aus einem geschichtlichen Denken von selbst ergibt.

Die europäische Wirtschaftsgemeinschaft beruht auf drei Grundsätzen, nämlich dem Lebensraumgedanken als Ausgangspunkt, der Arbeit als Quelle des Wohlstandes und dem wirtschaftspolitischen Ausgleich zwischen den Nationen durch die Wirtschaftskraft des Reiches. Die europäische Wirtschaftsgemeinschaft ist bereits weitgehend verwirklicht; auch die Anknüpfung internationaler Wirtschaftsbeziehungen ohne Geld und ohne Devisen ist von gutem Erfolg gekrönt gewesen. Die gewaltige Steigerung des deutschen Außenhandels mit den europäischen Län-

dern ist wohl der sichtbare Ausdruck für den Erfolg der engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen Europas nach dem Kriege eine weitere erhebliche Steigerung erfahren können und erfahren werden.

Das zukünftige Europa stellt neben der wirtschaftlichen Neuordnung aber auch noch weitere Aufgaben und Probleme, die wohl zwangsläufig mit der Wirtschaft zusammenhängen, aber doch jedes einzelne für sich, und zwar schon heute bedacht und behandelt werden müssen. Wie steht es z. B. mit einem europäischen Währungssystem? Das ist eine Frage, die einer besonderen Lösung durch Übereinkommen nach dem Kriege vorbehalten bleiben muß. Die neuen Systeme der gegenseitigen Verrechnung, somit der kriegsbedingten, also auch politischen Währungsverflechtung haben nicht nur ihre Lebensfähigkeit, sondern auch ihre Überlegenheit gegenüber den alten liberalistischen Systemen klar bewiesen. Aber der Gedanke einer europäischen Währungsgemeinschaft muß noch auf lange Sicht hinaus ausscheiden, denn im europäischen Großraum sind dazu die Volkseinkommen noch so unterschiedlich, daß eine gemeinsame Basis in absehbarer Zeit wohl kaum erreicht werden kann. Etwaige Kriegsangleichungen sollen und können nicht von Dauer sein; eine dementsprechende Entwicklung kann erst in der Friedenszeit erfolgen.

Die Währung im europäischen Großraum wird und muß also auch in Zukunft elastisch sein. Was nun das Gold als künftiges Zahlungsmittel anbetrifft, so lautet hier klar das deutsch-europäische Bekenntnis: Gold ist innerhalb eines Groß-

raumes, auch im europäischen, nicht erforderlich und wird nie mehr seine frühere Rolle erreichen, zum Segen der Völker des Kontinents. Das spricht nicht unbedingt gegen die Ware Gold, zumal nicht gegen ihre Verwendung als Spitzenausgleich im internationalen Zahlungsverkehr, als Reservenreserve sozusagen. Auch hier wird ohne weiteres die staatliche Lenkung vorausgesetzt.

Ein weiteres Problem und dazu ein sehr wichtiges ist dann der **Arbeits-einsatz** im neuen Europa. Die gewaltige Zahl von 255 Millionen Erwerbstätigen Europas stellt eine außerordentliche wirtschaftliche Macht dar, wenn sie planvoll bei produktiver Arbeit eingesetzt wird und ihre Arbeitskraft nicht brach liegt. Bisher war es aber den wenigsten europäischen Ländern möglich, allen ihren Angehörigen Arbeit und Brot zu geben; ja es gab noch im Jahre 1941 in 15 europäischen Staaten rund 2,5 Millionen Arbeitslose. In früheren Jahren hat diese Arbeitslosigkeit Millionen von Europäern veranlaßt, sich außerhalb des Kontinents eine neue Existenz aufzubauen, wodurch wertvolles Menschenmaterial der europäischen Wirtschaft oft für immer verloren ging. Solche Auswanderungen aus dem europäischen Wirtschaftsraum wird es wohl in Zukunft nicht mehr geben, denn auch die Arbeitslosigkeit wird nach dem siegreichen Ende dieses Krieges in dem geeinten Europa verschwinden. Jeder Staat wird zunächst darauf bedacht sein müssen, im eigenen Lande ausreichende Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Die überschüssigen Kräfte werden dann in den Mangelländern eingesetzt werden. Ein solcher geordneter Einsatz entbehrlicher Arbeitskräfte wird wohl für alle

Die Weltwirtschaft krankt nicht daran, daß Deutschland sich etwa an ihr nicht beteiligen will, sondern sie krankt daran, daß in die einzelnen Produktionen der Völker sowohl als auch in deren Beziehungen zueinander eine Unordnung gekommen ist. Beides hat nicht Deutschland verschuldet.

*Adolf Hiller am 30. 1. 1937 vor dem Reichstag*

Beteiligten gewisse Vorteile bringen, besonders auch geldlicher Art. Wenn man bedenkt, daß allein in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 etwa rund 2,2 Millionen auswärtige Arbeiter in Deutschland beschäftigt waren und von diesen in den Jahren 1940/41 über eine halbe Milliarde Mark an Lohnersparnissen aus Deutschland in andere europäische Länder geflossen sind, dann leuchtet die große wirtschaftliche Bedeutung dieser Frage ohne weiteres ein. Wir müssen weiter mit der Tatsache rechnen, daß Deutschland in Zukunft mehr als je weniger führende und doch wertvolle Arbeit an Angehörige anderer Völker wird vergeben müssen. Die Zusammenarbeit der europäischen Nationen wird also nicht nur im Austausch von Waren, sondern mehr noch in dem der Arbeitskräfte bestehen. Weitere Aufgaben stellen sich auf dem Gebiete des Verkehrs, der Eisenbahnen, Luftfahrt, Schifffahrt, der Erleichterung und etwaigen Angleichung der Paß- und Zollvorschriften, Bildung eines besonderen Post- und Fernmeldeverbandes zwischen den kontinentalen Staaten Europas, der eine wesentliche Erleichterung und Verbilligung des zwischenstaatlichen Postverkehrs bringen soll. Der gegenseitige Touristenverkehr wird ebenfalls eine Neuregelung erfahren müssen, die allen zugute kommt.

So gibt es heute schon Duzende von Fragen und Aufgaben, deren Lösung teilweise bereits gelungen, zum anderen Teil aber erst nach Kriegsende erfolgen kann. Eins aber ist heute schon unerschütterlich klar: Wir stehen fest auf europäischem Boden, den unsere tapferen Soldaten und unsere europäischen Bundesgenossen vom letzten Feind gesäubert haben; wir werden diesen Boden auch für alle Zeiten freihalten von Störefrieden, wer sie auch sein mögen. Wir haben den Grundstein gelegt für ein neues Europa, in dem alle frei und gleichberechtigt sein sollen, die die Neuordnung bejahen. Wir wissen, daß wir eine große Verantwortung vor der Geschichte übernommen haben; wir wissen auch, daß die Wirklichkeit noch lange nicht unserm Ideal entspricht, weil verschiedentlich noch das unbedingt notwendige Europa-

denken fehlt. Aber der Aufbau und Ausbau einer kommenden neuen, alle verpflichtenden und alle schützenden Rechtsordnung wird ein Europa des guten Willens, fruchtbarer Zusammenarbeit und freiwilliger Einordnung in das Ganze zur Folge haben. Auch die wenigen heute noch abseits stehenden europäischen Staaten werden wohl oder übel dereinst sich zum neuen Europa bekennen müssen, wenn sie nicht an ihrer eigenen Blindheit zugrunde gehen wollen. Aber das wird und muß ja die Zukunft entscheiden.

Deutlich zeichnen sich heute schon die Umrisse jenes neuen Europas deutscher Prägung am politischen Horizont ab, wenn auch das junge Gebilde eines neuen Gemeinschaftsgeistes gegenwärtig noch in einem erbitterten Verteidigungskrieg gegen das gesamte Weltjudentum sein Wollen und sein Werden schützen muß.

Die gemeinsame Gefahr hat hier alle Kräfte zusammengeführt, die sonst auseinanderstrebten und solche Bindungen sind haltbare, wenn sie auf Schlachtfeldern geschlossen wurden. Sie werden einst zu jenem neuen Europa führen, das allein vom deutschen Wesen kommen konnte, ohne England, den ewigen Feind und Verderber unseres Kontinents.

Deutschland hat die Hauptlast des Kampfes für die Zukunft Europas übernommen, dafür aber werden die anderen Völker entsprechend ihnen zustehende Aufgaben übernehmen müssen, um ihrerseits mit allen Mitteln und Menschen für den Endsieg zu kämpfen und zu arbeiten. Wir werden mit Nägeln und Zähnen festhalten, was wir in Not und unermesslicher Opfertat erkämpften. Wir fühlen, was heute unser Volk im Auftrag der Geschichte vollbringt, gehört zum Größten und Gewaltigsten, was ein Volk in seinem Dasein überhaupt leisten kann.

Unser Führer sagte am 1. 5. 33 in Berlin: „Nichts, was groß ist auf dieser Welt, ist den Menschen geschenkt worden, alles muß bitter schwer erkämpft werden!“ So wird auch aus diesem bitter-schweren Kampf der Gegenwart ein neues freies Europa der Einigung und Ein-

heit entstehen, und glücklich ist der zu preisen, der zu seinem Teil daran mitwirken konnte.

Damit hatte der Hinkende seine zukunftsweisenden Ausführungen beendet. Daß er aufmerksame Zuhörer gefunden hatte, bewies der reiche Beifall und nicht zuletzt vielerlei Fragen, auf die er gerne Red und Antwort stand. Gar manches Kapitel war von ihm da angeschnitten worden, das noch

nicht so recht in den Kopf wollte und über das sich das Nachdenken schon lohnte. Aber alle dankten dem alten Freund dafür, daß er sie diesmal einen tiefern Blick tun ließ in eine zukünftige Lebensfrage des deutschen Volkes, und alle waren sich auch darin einig, daß es für jeden eine heilige Pflicht sei, an seinem Platze mitzuarbeiten an dem großen Werk des Aufbaues eines neuen Europas.

## Der junge Schiffer

Von Friedrich Hebbel

Dort bläht ein Schiff die Segel,  
frisch faust hinein der Wind!  
Der Anker wird gelichtet,  
das Steuer flugs gerichtet,  
nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein fühner Wasservogel  
freist grüßend um den Mast,  
die Sonne brennt herunter,  
manch Fischlein, blank und munter,  
umgaukelt keck den Gast.

Wär gern hineingesprungen,  
da draußen ist mein Reich!  
Ich bin ja jung an Jahren,  
da ist's mir nur ums Fahren,  
wobin? das gilt mir gleich!

## Der Lemgoer Kaffeekrieg / Von Richard Curinger

Es war zur Zeit des Alten Fris. Da regierte im Lipper Land ein deutscher Fürst, Graf Simon August. Den bekümmerte, daß sein Land statt reicher, immer ärmer wurde. So forschte er der Ursache nach. Und er entdeckte: Es war der Kaffee, der ein Loch in den Beutel brannte!

Zwanzig Taler für Kaffee warfen die Städte, Haus für Haus, buchstäblich zum Fenster hinaus. Wuchs doch in Lippe weder Kaffee, noch der dazu benötigte Zucker.

Graf Simon August in Person rechnete die Rechnung nach. Ah, nun ging das Exempel auf! — Nein, das Exempel konnte nicht aufgehen, wenn um ein ganzes Fuder Flachs solch ein Elendspäckchen Gift und Galle ins Land hereinkam. — Um sein bißchen Leinen allein müßte eine solche Herrschaft die nötigen Gülden einheimsen können. Und wofür gab die Bürgerschaft ihre schönsten Laken hin?

Für dies Giftgesud Kaffeel! Und für den benötigten Zucker!

Ah! Graf Simon erbofte sich, daß ihm die Schwarte Krebsrot anliefe. Ihre feinen Lipper Lappen wollte er, bei seinem Zorn, den Ständen um die Ohren schlagen.

Also berief er den löblichen Landtag und legte ihm eine Steuer vor, dem geldverschleppenden Kaffeetrinken den süßen Zucker zu versalzen. Die Brauer waren es, die sofort der landesväterlichen Weisheit ihre Huldigung erbrachten. Sei doch durch den schönen Trank der brave, biedere deutsche Amtrunk ärgerlich zurückgegangen. Also erließ der Graf ein Edikt, das dem landesverderblichen Unfug im wahrsten Sinne steuern sollte. Den Untertanen samt und sonders, sie seien Meier oder Rötter, Gesinde oder Arbeitsleute, desgleichen den Handwerkern in den Städten ward der Kaffeegenuß verboten, und dies bei fünf Goldgulden Strafe benehst Verlust des Kaffeegeschirrs und des vorgefundenen Vorrats. Nur die Amtsmeier in Person, deren Unterbeamte fleißig nach Verbrechern fahnden sollten, nahm die strenge

Regel aus. Ja, ein Drittel des Ertrages sprach sie ihnen als Douceur zu.

So hob denn ein peinliches Inspizieren, Spionieren und gar Denunzieren an, und bald wußten die Unterbeamten nicht mehr, wohin die lieben Oberbeamten mit all dem geschnappten Kaffee sollten. Die Hofherrschaften und der Adel bezogen ihre teureren Sorten nach wie vor direkt vom Ausland. Und da der Amtsmeier in Person doch schlecht an die verkaufen konnte, denen er das abgejagt, was er selbst nicht schlürfen mochte, so mußte ein Hintertürchen aufgehen. Da schlossen denn die Juden herein.

Hatte doch selbst der preußische Fritz bei seinem Gebot, dem Kaffee zu wehren, nicht allein die „höheren Stände“, die Hofschneider und Hofschieferdecker, die Hoflakaien und Hofkaminfeger, die Konsistorial- und Kammerboten, sondern, der vielen Fasten wegen, auch die Juden erimiert.

Das machten sich im Lipper Land nun die Amtsmeier zunutze.

Weil doch rechte Pödenjuden ohnehin von Land zu Land gehen, beschwerte es ihr Gewissen wenig, für guten Kaffee gute Gülden vom Ausland wieder einzuhandeln.

Daß auf diese Weise, unter der Hand, der gute Kaffee nicht ins Ausland, sondern erst recht von Hand zu Hand ging, bot vielleicht gar Gelegenheit, ihn ein zweites Mal zu schnappen.

Kurzum, die Kasse sprang auf die Füße, und der Kasse blieb ihr Loch. Graf Simon Luaußt schlug auf den Tisch. Drei Jahre nach dem ersten Edikt erließ er ein verschärftes Verbot, das auch den Pödenjuden Zuchthaus, insaleichen den Amtsmeiern Zuchthaus verhieß, falls sie sich sollten einfallen lassen, durch Dienstboten oder Kinder dem Landesübel Vorschub zu leisten.

Und, sieh an, das Mittel half.

Brav ging der Bürger wieder zum Bier. Hanf und Leinen mehrten den Wohlstand, und Graf Simon, der Landesvater, rechnete sich schon den Tag aus, da ihm dankbare Geschlechter ein Ehrendenkmal setzen würden. Aber ach, die bösen Stände! Da mißfiel den Kaffeehändlern, was den Bierbauern gefiel. Es wurmte

sie, daß sie es gewesen, sie, zusamt den Brantweinbrennern, die ihnen den Streich gespielt. Was scherte sie, ob das Land gedieh! Sie verschmerzten das Geschäft nicht und gedachten, Rache zu nehmen.

Also traten im Landtag alsbald wadere Ehrenmänner auf, die Unsitte des Trinkens



Der Bürger begehrte ein Recht, das der Adel sich herausnahm.

rügend. Dies Brantweintrinken sei des Teufels. Nicht zu reden von dem Laster, das im Schweiß ergatterte Geld gedankenlos durch die Gurgel zu jagen! Man sehe die Schmeerbäuche bei ihren Humpen!

Ganz unverdächtig floß dann ein Lob der vielgeschmähten Bohne ein. Wie hätten sich damals kleine Leute bescheiden bei ihrem Täschchen vergnügt! Milch gab die Ziege, gab die Kuh. Für ein paar Groschen ein paar Böhnchen, und das Hausgetränk war fertig. Wohingegen Familienfirt, fromme Zucht und Häuslichkeit freventlich zerrüttet würden, fange der Morgen bereits mit Schnaps an, wo der Abend im

Wirtshaus endet. Ganz zu schweigen von dem Schaden, der so Leib und Seel verschandle.

Graf Simon, der den Schall durchschaute, ließ aber nicht lach, noch loder. Er schrieb den Händlern einen Eid vor, sich bei Pfahl- und Leibesstrafe in den Handel nicht zu mischen.

Das Detmolder Krameramt kam mit Flaufen. Als aber dann die Bürger von Uflen, von Blomberg und Horn die Waffen streckten, gaben auch die Detmolder klein bei.

Nicht so die Lemgoer. Mit nichten. Sie verweigerten den Eid, der sie in ihrem Gewissen belaste.

Da machte Graf Simon kurzen Prozeß. Er legte die Hand auf ihren Kaffee und versiegelte ihn im Rathhaus.

Wogegen die Lemgoer, nicht faul, in aller Form ans Reichsgericht zu Wehlar appellierten.

Das Reichsgericht wies die Klage ab. Weil aber die Lemgoer nicht so find, daß sie sich einfach abweisen lassen, ward aus Graf Simons kurzem Prozeß ein langer Prozeß, der allmählich vom Reichsgericht zum Kammergericht des Kaisers umfließ. Neun Monate diskutierten die Räte. Und als dann endlich das Urteil entschied, es sei der mehrfach besagte Kaffee zu Gunsten der unbemittelten Klassen an die bemittelten zu verkaufen, erwies sich, daß er

längst verstockt und höchstens noch für die Gasse gut war.

Da lachte Graf Simon August grimmig.

Uebrigens verging ihm der Spaß. Die Lemgoer prozeßierten weiter, die Detmolder witterten Morgenluft, und der Bürger begehrte ein Recht, das der Adel sich herausnahm.

Da schmeckte dem Grafen sein Lächeln nicht mehr; er legte sich müde hin, zu sterben.

Der Kaffeekrieg aber schwelte fort. Erst war es der Bürgermeister Möller von Lippstadt, der im Lippischen Intelligenzblatt dem Ding mit Vernunft beikommen wollte. Dann fiel einem Kammerreiber ein, dem Adel den Kaffee zu versagen. Der Amtsrat von Derlinghausen vollends machte der Rentkammer den Antrag, ohne Ansehen der Person den Handel kurzweg zu verbieten, was hinwieder die Kammer verwarf, wie bei derzeitigen Zeitumständen auch die Regierung widerriet, der Freiheit des Individuums in derlei Dingen vorzugreifen.

Es war die Französische Revolution, die damals die Gemüther erhitzte, es kam kein Friede zustand.

Und wie es ging im Lipper Land, so ging es allerorten.

Nur dort, wo der das Opfer trägt, der es dem Nächsten auferlegt, regiert die Tat, statt Worten.

## Histörchen um den alten Derfflinger

Von Wilhelm Schäfer



### Die Kunst des Vaters

Der alte Derfflinger war zur Tafel geladen; und weil sie von der Schlacht bei Fehrbellin sprachen, kam die Erinnerung auch auf den Handstreich von Rathenow, wo Derfflinger mit einer tollkühnen List die Vorhut in die besetzte Stadt hineingeführt hatte; so machte

es sich von selber, daß der Große Kurfürst sein Glas hob und dem alten Waffengeführten zutrank. Ihm schloß sich pflichtschuldig die Tafelrunde an, so daß der Feldmarschall unvermutet zu einer Ehrung kam.

Das verdroß einen Grafen, der es nicht verwinden konnte, daß ein Bürgerlicher von derart geringer Herkunft sich hier breit machen durfte. Den Derfflinger offen zu beleidigen, wagte er nicht, so gedachte er ihn mit einer Frage zu dämpfen.

„Herr Feldmarschall“, sagte er über den Tisch mit gespielter Harmlosigkeit, „wie kam es eigentlich, daß Sie Soldat wur-

den und nicht bei dem Schneiderhandwerk Ihres Vaters blieben, wie es in den Zünften gebräuchlich ist?"

Wenn die Frage ehrlich gewesen wäre, hätte der alte Derfflinger dem Grafen eine Antwort geben können; denn er schämte sich seiner Eltern nicht; so aber vor den lauernden Blicken rundum legte er die Hand an den Degen, und es sah aus, als ob er von der Tafel aufspringen wollte. Der Kurfürst indessen winkte ihm ab, sich selber an den hämischen Frager zu wenden.

"Herr Graf", sagte er schneidend, "seid Ihr denn bei dem geblieben, was Eures Vaters war? Ich habe ihn gut gekannt und kann versichern, daß er ein Edelmann war!"

Da mußte sich freilich der Graf von der Tafel erheben und den Kurfürsten um Urlaub bitten, der ihm ungnädig gewährt wurde.

### Kamerad Lumpenhund

Der alte Derfflinger hatte erfahren, daß ein Kamerad aus seiner Dragonerzeit in einer märkischen Stadt Bürgermeister war. Ihn zu besuchen, fuhr er eines Tages unangemeldet am Rathaus vor und ließ hinauf sagen, der Feldmarschall Derfflinger sei da. Der Bürgermeister kam eilig herunter und war ein Silbergreis, der von dem raschen Lauf schnaufte.

"Kamerad, bist du alt geworden!" staunte der Feldmarschall, als ob er selber mit seiner gekrümmten Gestalt ein Jüngling geblieben wäre; und wollte aus dem Wagen heraus wissen, ob er sich noch der Nacht erinnere, da sie mit dem Grafen Thurn in Glas eingeschlossen waren?

"Es war im Oktober 1622", sagte der Bürgermeister, "nachher bekamen wir freien Abzug nach Sachsen! Aber von welcher Nacht der Herr Feldmarschall spricht, weiß ich nicht."

"Ich meine die Nacht", lachte der alte

Derfflinger, "da du mich einen Lumpenhund nanntest!"

Und als der Bürgermeister nur stottern konnte, dessen vermöchte er sich nicht zu erinnern, frischte er sein Gedächtnis auf: "Da wir in Glas auf der Streu lagen und konnten nicht schlafen vor Kälte und Hunger, da fragte ich dich, ob wir nicht einmal General werden könnten? Generäle, sagtest du, würden die Grafen, wie der Thurn. Wir beide wären Lumpenhunde und würden es bleiben!"

Da wollte der Bürgermeister sich entschuldigen und faltete beide Hände um seinen Silberbart. Der Herr Feldmarschall möge die Armut bedenken, in der sie staken, und die schreckliche Zeit!

Aber der alte Derfflinger streckte den grauen Schopf zum Wagen heraus und zwei Fäuste dazu: "Nichts will ich bedenken!" schrie er, als ob sein Gesicht vor Zorn rot wäre, "nur wissen, wer von uns beiden nun der größte Lumpenhund ist!"

"Das bin gewiß ich, Herr Feldmarschall!" antwortete der Bürgermeister und stammelte noch etwas von großmütiger Gnade.

"Nein, ich!" trumpfte der Derfflinger auf, "weil ein Feldmarschall auch auf deinem Rathaus mehr gilt als ein Bürgermeister!"

Er stieß die Wagentüre auf und sprang trotz seiner steifen Knochen heraus, als wollte er über den alten Kameraden herfallen; aber er umarmte ihn, tanzte vor Tollheit und lachte: "Herzbruder, hast du etwas zu essen in deinem Quartier? Aus dem meinen bringe ich sechs Flaschen Rheinwein mit!"

Und als der Bürgermeister sagte, er habe Krebse, war das sein Leibgericht.

"Aber, Herzbruder, hast du auch ein Bett für mich?" fragte er noch: "Bis wir fertig sind mit Erzählen ist es Nacht. Und auf der Streu, wie damals in Glas, können meine alten Knochen doch nicht mehr schlafen!"

Wir dürfen keinen Zweifel darüber haben, daß in dieser Zeit jetzt das Schicksal Europas für die nächsten tausend Jahre entschieden wird.

Adolf Hiller am 9. November 1941 in München



## Der Eskimo

Von Hermine Villinger

Der alte Doktor Stark war während der Meßtage immer ganz besonders schlechter Laune, was ihm niemand verargen durfte, denn er wohnte dicht an dem großen Platze, allwo die wandernde Menschheit ihre Buden, Karussells und Rasperlestheater aufgestellt hatte. Punkt halb zwei Uhr, wenn der Herr Doktor, der wie alle ehrlichen Kleinstädter um ein Uhr speiste, eben seinen Mund gewischt hatte, ging's draußen los: Trenne nicht das Ba—a—a—and der Liebel! Piff — Paff — machten die Schießbuden dazwischen. Das Karussell links freute sich mit anerkennenswerter Ausdauer seines Lebens, das recht behauptete in cis-moll, es möchte gerne sterben. Markerschütternde Herkulesstimmen priesen die Kraft ihrer Muskeln, die Haltbarkeit ihres Porzellan Kittes, die Billigkeit ihrer Vorstellungen. Dazwischen lautschallendes Kindergelächter über den stets wiederkehrenden Wis im Rasperlestheater: die Schläge.

Einmal nach einer Sprechstunde läutete es äußerst kräftig auf dem Vorplatz. Gleich darauf kam ein Budenmann ins Zimmer gestürzt: „Herr Doktor, kommen

Sie schnell, der Eskimo geht kaputt!“ — „Wäre unter solchen Umständen auch einem Europäer nicht zu verdenken“, brummte der Doktor, nahm seinen Hut und folgte dem Manne. Sie schritten durch ein halbes Duzend lieblicher Melodien gerade in den Mittelpunkt alles Lärmens, zur Eskimobude. Die Luft darin war feucht und dumpf; der Budenmann hob einen durchlöchernten Vorhang in die Höhe: „Da liegt er.“ Und da lag in der Tat ein trauriger Klumpen Menschenfleisch in einer schmalen Kiste; daneben kauerte eine Mohrin und starrte stumpfsinnig auf den ächzenden Mann. „Wetter noch einmal“, sagte der Doktor, „vor allem Luft!“ — „Luft!“ wiederholte der Budenmann und schüttelte das Haupt, „damit kurieren Sie ihn nicht, der muß Medizin haben.“ — „Fragen Sie ihn“, begann der Doktor nach einer Pause, während welcher er nach dem Pulse des Kranken suchte, „fragen Sie ihn doch, was ihm fehlt.“ — „Das können Sie selber“, erklärte der Budenmann, „'s ist ein Württemberger, er versteht alles.“ — „So?“ Der Doktor wandte sich an den Kranken: „Wo fehlt's, haben Sie Schmerzen?“ Der vermeint-

liche Eskimo stöhnte: „Freile, freile, i kann kei roh's Fleische und keine lebändige Fisch mehr fresse.“ — „Haben Sie denn das Handwerk lang getrieben?“ — „Ja, so an die zehn Jährle.“ — „Nun, dann verändern Sie Ihre Lebensweise, das ist leicht getan.“ Der Budenmann schüttelte das Haupt: „Das Publikum will, daß er lebendige Fische frist.“ Der Doktor schaute den unempfindlichen Geschäftsmann scharf an: „Wenn Ihnen das Leben dieses Mannes von Wert ist, so müssen Sie aufhören, ihn mit Fischen zu füttern, verstanden?“ — „Der Eskimo muß rohes Fleisch essen, sonst könnt' jeder Eskimo sein“, brummte der Mann. „Haben Sie nach irgend etwas Lust?“ fragte der Doktor den Kranken, „reden Sie, wir wollen einmal die Sache unter uns ausmachen.“ Der Eskimo lächelte, er schaute die Schwarze an, leckte sich die Lippe und sagte: „Ha, nach Spähle.“ Der Doktor lachte; er lief mit seinen kurzen Schrittschen um die Kiste herum, der Mehllärm störte ihn gar nicht mehr. „Wer pflegt den Mann?“ fragte er den Unternehmer. Dieser deutete auf die Schwarze, welche noch immer neben der Kiste kauerte. Sie hatte ein entsetzlich trauriges Gesicht, schreiend rote Ohrringe baumelten ihr um die Wangen, sie war im Ballstaat und zitterte vor Kälte. „So bedeuten Sie der Frau“, begann der Doktor. Der Budenmann unterbrach ihn abermals: „Das können Sie ihr schon selber sagen, sie ist aus dem Bayerischen dahinten und versteht alles.“ Des Doktors Antlitz erhellte sich immer mehr: „Da können Sie am Ende gar Spähle machen?“ fragte er die Frau. Sie nickte ernsthaft, meinte aber mit einem Blick auf den Unternehmer: „Wenn i ebber dürft!“ — „Sie scheinen Ihre Leute nicht sonderlich menschlich zu behandeln“, entfuhr es dem Doktor. Der Budenmann zuckte die Achseln, er wollte eben antworten, als ihm ein lauter Schrei entfuhr: „Da sehen Sie hin“, rief er, „nun heult das Weibsbild wieder; was soll aus meiner Reputation werden? Ich verlang' ja nichts, als daß der eine lebendige Fisch' frist und die andere nicht

heult, und nicht einmal das können sie!“ Die Mohrin saß mit ein paar weißen Streifen auf den Wangen da und schluckte und stöhnte, um ihren Tränen Einhalt zu tun. Der Unternehmer kam mit einer Schachtel, in der eine schwarze fette Masse glänzte, und schmierte die arme Kreatur frisch an. Der Doktor, die Hände in den Taschen, schaute von einem zum andern und erklärte endlich, er wolle gegen Abend wiederkommen und das Heilmittel mitbringen.

Er kam, als es dunkelte; seine Köchin trug eine große Platte Spähle hinter ihm her. Der Eskimo saß aufrecht in seiner Kiste, hatte sich mit seinen Seehundsfellen angetan und grinste mit dem ganzen Gesicht beim Anblick der Leibspeise; auch die Mohrin freute sich, indem sie den echt afrikanischen Ruf: „Jesses!“ ausstieß. Nur der Budenmann brummte: „Er wird mir keine Fische mehr fressen.“ — „Freile, freile“, ereiferte sich der Schwabe, „wenn i erst recht Spähle gesse hab', bin i wieder g'sond.“ Sie bewaffneten sich alle drei mit Gabeln, und es war eine Lust, sie zugreifen zu sehen. Als die Platte geleert war, leckte der Eskimo die Platte ab und die Mohrin die Gabeln; in diesem Augenblick machten sie einen sehr echten Eindruck.

„Nun, Kinder“, begann der Doktor, „jezt könntet Ihr mir aber auch den Gefallen tun und mich wissen lassen, wie Ihr eigentlich zu Euerm merkwürdigen Handwerk gekommen seid, wollt Ihr?“ — „Das hat kein Anstand nitte“, erwiderte der Eskimo, „mer ischt au gern wieder emol ä Mensch, gelt, Peperl? Warum soll mer net au gern wieder emol menschlich esse on rede on mit Vernunft denke, gelt, Peperl?“ Sie nickte, wickelte sich in ein zerfetztes Tuch und kauerte sich stillschweigend neben den Eskimo hin. Er streichelte ihr die Wange: „Das Peperl on i, jawohl, Herr, aber pos Bliß nein, da muß i z'erscht vorausgehe lasse, daß i jo eigentlich ä geborener Schwitzgäbele bin, jo, on wann i net das Dnglück g'habt hätt' do hinte im Schwobeländle, so wär's ganz anders mit mir worde, das will i

meine." — „Wie seid Ihr aber zu dem Unglück gekommen?" fragte der Doktor. „Wie kommt der Mensch zome Unglück?" jammerte der Schwabe, „dorch Unvorsichtigkeit, i laß mi do in was ein, net daß i hab' wolle an ehrlicher Mensche um sein' Sach' bringe, b'hüt mi Gott! 's war ä



Die Mohrin sprang plötzlich auf und warf die Arme in die Luft.

lumpiger Dieb, i hab' denkt, wer nimmt, dem nimmt mer wieder. 's Gericht hat anders denkt. Zwei Johr bin i g'sesse, gelte Se, Herr Doktor, einsperre, das ischt net schwer, aber hernach, wie soll mer lebe? Dabeim hab' i mi nimmer sehe lasse dürfe, so bin i dann rum komme on hab' halt g'sesse, da on dort, on des war mer no immer 's liebscht, i hab' jo kein Winkel g'habt. On gelt, Peperl, dann habe mer uns troffe, sie habe's ihr au schlecht g'macht. Poh Bliz nein, 's ist halt mancher wie auserlese zum Unglück. Aber dann, jo dann, wisset Sie was, Herrle, dann hat uns der Himmel e Bu g'schenkt, on was so einer!" Die Mohrin sprang plötzlich auf und warf die Arme in die Luft, als wolle sie einen wilden Tanz beginnen, und der Doktor schaute sie mit Blicken an, in denen eine leise Besorgnis

nicht zu verkennen war. Aber der Eskimo schüttelte das fleischige Antlitz: „Des sin nur so ihre Plän', wenn ihr 's Heule kommt, damit vertreibt sie's, die schwarz' Farb' icht gar deuer, wisset Se." — „Ist das Kind gestorben?" fragte der Doktor. „Beileib, belleib", lachte der Eskimo, und sein Gesicht sah in diesem Augenblicke ordentlich verklärt aus. „Sei — hol's, Peperl", sprach er, und die Mohrin zog einen Papierumschlag aus dem Nieder und reichte dem Doktor ein Bildchen hin. Während er mit Interesse einen ganz netten strammen Buben von ungefähr zehn Jahren betrachtete, rannte das Weib wie verrückt in dem engen Raum hin und her, mit geschlossenem Mund heulende Töne ausstoschend, die ihren ganzen Körper erbeben machten. Endlich setzte sie sich wieder auf ihren alten Platz und der Eskimo fragte sie mit liebevoller Besorgnis: „Ish's vorbei?" Sie nickte und zeigte mit einem zufriedenen Lachen auf ihre trockenen Augen. „Das ist ja ein ganz prächtiger Kerl", bemerkte der Doktor, „wo habt Ihr ihn denn, nicht hier?" — „Des wäre mer bleibe lo", entgegnete der Vater, „worum glaubet Se denn, Herr Doktor, daß i Fisch' freiß? Der Bu muß ä ehrlich's Handwerk lerne, on bis dort verdienet mer ä Schöns z'famme, jo, un des isch unser G'sicht!" Der Doktor schüttelte das Haupt: „Ich habe aber noch nicht erfahren, wie Sie zum Eskimo gekommen sind." Der Mann lachte: „Poh Bliz nein, de'scht wohr, i hab's ganz vergesse über de Bu; mei'm dicke Kopf ischt's z' verdanke; zehn Johr sin's her, der Bu war auf der Welt, mer habe nig z'naget on nig z'beißet g'habt, i bin auf d' Mess' gange on hab' denkt, do kannscht vielleicht zu was komme. Auf emol kommt der do", — er deutete auf den in einer Ecke schnarchenden Unternehmer —, „kommt on nimmt mi auf d' Seit' on sagt: ‚Mein Eskimo isch mer kaputt gange, i brauch ä neue. Ihr hättet 's richtig G'sicht dazu, wollt Ihr den Handel eingehe, halbpant im G'winn, aber Ihr müßt halt lebendige Fisch' fresse.' Besser wie gar nig, hab' i denkt.

Der Bu isch in Pfleg' bei brave Leut', und jehst dauert's noch so e Jahrener fünfse, dann habe mer unser Schäfle im Trockene."

Der Doktor war zufriedengestellt und erhob sich. „Lebt wohl, Leutchen, laßt Euch das Warten nicht verdrießen. Ende

gut, alles gut. Ich werde Euch immer aufsuchen, so oft Ihr da seid, und dann gibt's Spähle.“ Er ging, ein ansehnliches Geldstück zurücklassend. Draußen schüttelte er den Kopf: „Da frist nun einer lebendige Fische, damit sein Kind ein ehrlicher Mensch werde. Gott gesegne's.“

## Die armen Plutokraten

Von Dr. Walter Britsch, Berlin

**E**in Plutokrat ist derjenige, der aus dem Reichtum allein sein Glück ableitet und zugleich immer ein schlechtes Gewissen hat, aber auch immer eine Ausrede findet, um seine innere Haltung zu beschönigen.

Wir wollen doch prüfen, ob und in welchem Umfange diese Behauptungen richtig sind.

Darum fangen wir am besten damit an, einmal das Wort „Plutokratie“ zu untersuchen, woher es stammt und was es seinem wörtlichen Sinne nach bedeutet. „Plutokratie“ ist aus zwei griechischen Worten zusammengesetzt, — dem Wort „Plutos“, das hier ganz allgemein Reichtum, und zwar Geldreichtum bedeutet, und dem Wort „Kratos“, das den Sinn von Gewalt oder Macht hat. Wörtlich übersetzt wäre also Plutokratie die Gewalt-herrschaft des Geldes. Und wir können fortfahren und sagen: In der Plutokratie sitzt der Träger der Macht auf seinem Goldsack, den er als Fundament seines Thrones benutzt. Der Plutokrat nun ist der Träger des plutokratischen Gedankens, der also sowohl für sich als auch für die anderen der Auffassung huldiert und sie verwirklicht, daß derjenige die Macht haben und regieren soll, wer das Geld hat und versteht, es zu seinem Vorteil einzusetzen. Das Geld regiert die Welt, ist seine Devise.

Wie entsteht wohl eine Plutokratie? — Der alte griechische Philosoph Plato hat schon vor rund 2300 Jahren über die Entstehung von Plutokratien ganz klare Begriffe gehabt, wenn er in seinem Werk

„Der Staat“ über die Oligarchie schreibt. Die Oligarchie ist dabei die Herrschaft einiger weniger, die das Geld besitzen, also doch etwas wie eine Plutokratie. Plato sagt: die Oligarchie gründet sich auf die Schätzung des Vermögens; die Reichen herrschen, die Armen aber sind von der Regierung ausgeschlossen. Wird also der Reichtum in einem Staat geehrt und die Reichen, so wird die Tugend minder geachtet und die Guten. Was aber jedesmal in Achtung steht, das wird auch geehrt, und das Nichtgeachtete bleibt liegen. Aus kampflustigen und ehrgeizigen Männern werden nun schließlich Erwerbsliebende und Geldgierige, und den Reichen loben und bewundern sie und ziehen ihn zu den Aemtern heran, den Armen aber achten sie gering. — Und weiter erklärt Plato: Dies sehen sie entweder mit Gewalt der Waffen durch, oder auch ehe es dazu kommt, bringen sie durch Schrecken diese Verfassung zustande. — Wie schön ist es, wenn Plato zur Verdeutlichung dessen, was er sagt, ein Beispiel anführt: Wenn jemand auf diese Weise nach der Vermögensschätzung für die Schiffe Steuermänner ernennen wollte, Armen aber, wenn sie auch die Steuermannskunst viel besser verstünden, sie nicht verstattete, der würde eine böse Fahrt haben. Ist dies nun nicht ebenso mit jeder Leitung in irgend einer anderen Sache? Um so viel mehr beim Staat also, dessen Regierung die schwierigste und wichtigste Aufgabe ist.

Die ganze Oligarchie, für die wir doch fastlich auch „Plutokratie“ sagen können,

vergleicht Plato mit einem Mann, der dieser Staatsform entspricht. Von ihm sagt er, daß er das Geld auf das Höchste schätzt und auf schmutzige Weise, indem er an allem einen Profit macht, Schätze sammelt. Um Bildung bemüht sich ein solcher nicht; eben aus Unbildung werden auch drohnenhafte Begierden in ihm entstehen, teils bettelhafte, teils bösertige. Durch den Schein der Rechtschaffenheit hat sich ein solcher Mann einiges Ansehen erworben, er bändigt aber bei sonstiger geschäftlicher Betätigung, seine übrigen schlechten Begierden nur durch einen gewissen äußeren Anstand, zu dem er sich zwingt; also nicht etwa aus Ueberzeugung, daß es so besser wäre, auch nicht weil es vernünftig wäre, sie zu beschwichtigen, sondern nur notgedrungen und aus Angst, weil er für sein üppiges Eigentum zittert. Ein solcher Mann ist ein zwiespältiges Wesen, bei dem die besseren Begierden über die schlechten meist die Oberhand gewinnen. Von der wahrhaften Tugend einer in sich einigen und harmonischen Seele ist er weit entfernt.

Wenn wir solche Aeußerungen des Philosophen Plato lesen, müssen wir da nicht fragen, ob Plato etwa unsere modernen Plutokraten gekannt hat, oder umgekehrt fragen, ob unsere modernen Plutokraten nichts anderes sind, als jene Oligarchien, die Plato als eine Krankheit des Staates bezeichnet?

So ist es! Plutokratien hat es schon in alter Zeit gegeben, wenn sie auch rein äußerlich viel kleiner und unbedeutender gewesen sind als unsere modernen — sie waren um nichts besser und nichts schlechter als diese. — Allerdings — nicht ganz so einfach haben sich die modernen Plutokratien entwickelt; aber im Prinzip kommt es doch auf dasselbe hinaus. Die Plutokratie als Staatsform ist ja nicht nur nach innen gerichtet eine solche; sie tritt vielmehr nach außen hin anderen Staaten gegenüber ebenfalls als Plutokratie auf. Und wenn wir heute von Plutokratie sprechen oder lesen, so kommt es vielfach gerade darauf an, wie die Plutokratie nach außen in Erscheinung tritt. Da ist sie ein geschlossenes Ganzes wie jener Plutokrat,

den Plato geschildert hat, und streckt ihre gierige Hand über die ganze Welt aus, um sich zu erraffen, was sie in sich hinein-saugen kann. Im Innern haben dann nur die wenigen Reichen etwas von dem errafften Gut, nur sie bestimmen aus Rücksicht allein auf ihren Reichtum, was der Staat, was die Plutokratie als Ganzes tun soll, und reißen so ihr Land ins Unheil.

England zum Beispiel hat frühzeitig erkannt, daß es auf seinem Inselland allein zu wenig Möglichkeiten besitzt, um eine richtige Geldherrschaft aufzubauen, da — mögen einige auch reich sein — das Land selbst zu wenig Schätze birat und zu wenige Gelegenheiten, die Massen des Volkes in Frondienst zu beschäftigen; zur Erhaltung und Ausbreitung des Reichtums der Wenigen konnte aus dem eigenen Lande nicht genügend herausgewirtschaftet werden. Denn so ist es bei den Plutokraten: sie sehen es als ihr ihnen von Gott gegebenes Recht an, zu ihrem Gelde dadurch weiteren Reichtum zu häufen, daß sie andere für sich arbeiten lassen. Es ist klar, daß nur wenigen das Glück beschieden sein kann, den Reichtum ohne Arbeit auf sich zu vereinigen, und daß diese wenigen dann mit ihrem Reichtum die Möglichkeit besitzen, die anderen, die auch gerne an diesem Reichtum teil hätten, in ihre Dienste zu stellen. England, das seinen immensen Reichtum nicht auf seiner kleinen Insel erwerben konnte, hat sich rechtzeitig in der Welt umgesehen nach Völkern und Ländern, die es in seine Dienste stellen konnte. Es hatte dabei das Glück, daß es diese Umschau zu einem Zeitpunkt hielt, in welchem die Länder der ganzen Welt mit sich selber beschäftigt waren. Und mit der Scheinheiligkeit des echten Plutokraten hat England über die ganze Welt ein Ideal verbreitet, das die eigene Raffinerie verdecken sollte. Sein berühmter Volkswirtschaftslehrer Adam Smith hat den Gedanken der „Gewerbefreiheit“, wonach jeder ein Gewerbe errichten darf, wie und wo er will, wissenschaftlich begründet und mit seinen Lehren beim englischen Staat deshalb so große Anerkennung

gefunden, weil die Gewerbefreiheit der geeignete Deckmantel dafür war, in ganz Europa und in der ganzen Welt die Fäden der englischen Plutokratie zu spinnen. Die Völker, die in ihren wirtschaftlichen Auffassungen noch nicht so weit waren wie England, haben den Gedanken der Gewerbefreiheit willig aufgenommen.

Tun sie es in Verfolgung eines wirklichen Ideals? Tun sie es, um zu helfen und ihr Volk vorwärts zu bringen? Tun sie es, um etwas Bleibendes zu leisten? — Sie tun es, um den Geldreichtum zusammenzubalten und möglichst zu vergrößern, also im Dienste des Gegenteils aller Ideale, im



Nur die Reichen bestimmen mit Rücksicht allein auf ihren Reichtum, was der Staat, was die Plutokratie als Ganzes tun soll und reißten so ihr Land ins Unheil.

Die englische Plutokratie aber hat die Gelegenheit nur dazu benützt, die Gewerbefreiheit bei Errichtung von eigenen Wirtschaftsunternehmungen über die ganze Welt hin für sich auszuwerten. Ueberall, wo sich die Fäden der Wirtschaft zum Knoten vereinigen und wo also der Gewinn aus der Wirtschaft hinströmt, setzte sich der englische Plutokrat an die Kasse, um den Gewinn einzuziehen. So entstanden der englische Reichtum und die englische Weltherrschaft, für die Söldnerheere sich verbluten mußten, wenn nicht der friedliche Weg und der heimliche Diebstahl zum Ziele führten.

Nun ist es aber nicht das Wichtigste in der Plutokratie, daß in ihr reiche Leute etwas zu sagen haben; es kommt vielmehr einzig und allein darauf an, aus welchen Motiven diese reichen Leute handeln.

Dienste des krassesten Materialismus. Mit allem ihrem Denken und Tun sind die Plutokraten Sklaven ihres Geldes. Mögen sie an Geld so reich sein, wie sie wollen, sie sind arm wie kein noch so armer Bettler! Nun weiß ein jeder, wie verzwickelt und wie verwickelt Geldgeschäfte sind und alles, was im Mechanismus des Geldes und seiner Herrschaft zusammenwirken soll, damit in der heutigen Zeit des wirtschaftlichen Erwachens aller Länder doch noch im Trüben gefischt werden kann. Die Webstühle des Mammon weben von Jahr zu Jahr verwickeltere und geheimere Fäden und ihr Gewebe ist das genaue Abbild der Plutokratie. Deshalb läßt sich auch die moderne Plutokratie nicht mit wenigen Worten erklären, ja nicht einmal auf einen gemeinsamen Nenner bringen, es sei denn, daß

man sich mit dem allen Plutokratien gemeinsamen Grundgedanken begnügt: das Geld regiert die Welt.

Wie arm aber die Plutokraten sind, das wird einem erst dann richtig bewußt, wenn man sich überlegt, was für Aussichten die Plutokratien für ihre Zukunft haben. Das Geld und auch das Gold haben nur so lange einen inneren Wert, als hinter ihnen hinreichend Wirtschaftsgüter stehen, von denen allein das Volk und auch die Plutokraten in Wirklichkeit leben können. Wer nun immer nur gewohnt war, andere für sich arbeiten zu lassen, hatte immer nur die von den anderen erarbeiteten Wirtschaftsgüter als Deckung und inneren Wert seines Geldes und seines Goldes zur Verfügung. In dem Augenblick, in dem die anderen zu dem Bewußtsein erwachen, daß sie nur für sich selber arbeiten, um etwas aufzubauen und für alle Ewigkeit herzustellen, haben die Plutokraten ihr Geld verloren, weil ihnen die von den anderen erarbeiteten Wirtschaftsgüter nicht mehr zur Verfügung stehen. Wenn also Deutschland und mit ihm die Achsenmächte ihre Arbeitskraft und das, was sie damit an Wirtschafts-

gütern erzeugen, nicht mehr einer internationalen plutokratischen Hochfinanz in den Rücken werfen, sondern mit eigener Autorität für sich selbst in Anspruch nehmen, dann bauen sie tatsächlich eine eigene Weltherrschaft auf, die nicht auf dem Geldreichtum beruht, sondern auf dem Reichtum, den die eigene Arbeitsleistung und die Selbstbehauptung gegenüber den Ansprüchen einer scheinheiligen Plutokratie begründen. Geldreichtum ist nach der neuen Auffassung der wirtschaftlichen Werte in Wirklichkeit Armut. Die Plutokraten, deren Arbeit nur in der Verwaltung fremder Arbeitskräfte bestand, haben verlernt, eigene Arbeit zu leisten, und sich die Möglichkeit zur Entwicklung eigener wirtschaftlicher Leistungen gründlich verbaut. Sie sind jetzt schon arm und werden dies in der kommenden Zeit immer mehr zu spüren bekommen.

Die armen Plutokraten, ja wirklich, man könnte Mitleid mit ihnen haben, denn sie haben nur Geld, und in der neuen Weltherrschaft regieren nicht mehr das Geld und das Gold, sondern die Arbeitsleistung und die Besinnung.

## Die Stunde nach dem Sieg

Ein Bericht von *W*-Kriegsberichter Ernst Gugl, *W*-PR.

Sie gehört zu den stillsten Stunden unseres Lebens mit ihren Erinnerungen an die Augenblicke der Entscheidung zwischen Tod, Leben und Sieg. Sie gehört zum Nachdenken, für das wir eher keine Zeit hatten, weil unser Hirn nur von den spannungsvollen Momenten des Kampfes durchzuckt wurde. Sie macht uns still und glücklich wegen des errungenen Sieges. Diese Stunde läßt uns jedesmal in seltsamer Ernüchterung und doch irgendwie träumend Rückchau halten auf den Ablauf des Kampfgeschehens, und viele erkennen neben anderem erst jetzt die wirkliche Dünne des Fadens, an dem manches Leben gehangen hat. Aber keiner erschauert deshalb. Nur möchte jeder irgendwem danken — und das geht nur mit Schweigen, mit der Sprache des Herzens.

Da liegen wir Müden nun, die wir in den letzten 24 Stunden über zehn Feindangriffe abgewehrt haben und wundern uns nicht, daß wir diesmal die verfluchten Steine unter uns so weich wie Polster spüren, jene Steine, die wir täglich von diesem kleinen Fleck Erde wegräumen, die trotzdem immer wieder hervorkommen — gleichsam ein Symbol dieses Abwehrkampfes hier im Osten —, wenn sie tagsüber die Hitze und nachts die eigenartige Kälte dieses russischen Südens ausströmen. Morgen, wenn uns die heiße Sonne die Kleider abzwängt, werden wir uns aus ihnen den zertrimmerten Bunker neu bauen, um uns in der wachfreien Zeit in seinen Schatten legen zu können. Aber jetzt wird ausaerubt. Jetzt ist keine Zeit für diese Arbeit, weil die Finger noch zucken und die Schul-

ter den Schaft des Gewehres noch zu spüren vermeint.

Irgendwo poltert ein Stein die Halbe hinunter, und gleich darauf spricht einer von uns das Wort aus, das allen jetzt auf der Zunge liegt: „Badeanstalt!“ sagt er langsam. Ja, wir wissen schon, was er mit diesem Spezialausdruck, der unserer Zuntersprache entlehnt ist, meint. Er heißt soviel wie: heute rühren sich die Sowjets nicht mehr, sie werden sich auch in den nächsten Tagen nicht melden, sie haben eins auf den Laß gekriegt, und deshalb ist es heute so still. Dies alles war mit einem einzigen Wort ausgedrückt. Unser Schütze 1 hat es ausgesprochen, der noch vor zwei Stunden vom Rand der Schlucht aus auf die schräge Haldenfläche gesprungen ist, um ungeachtet des Kugelregens seinem Maschinengewehr ein vorzügliches Streufeld zu verschaffen. Jetzt denkt wohl jeder an ihn, der mit dieser mutigen Tat den Kampf entschieden hat, denn solange er da unten lag, ist kein Bolschewik durch die Schlucht gekommen. Unfasslich ist uns jetzt die Tatsache, daß er noch heil neben uns liegt.

Der steife Nachtwind trägt uns Fehen eines Liedes zu. Irgendwo spielt einer Ziehharmonika, als sähe er in der friedlichsten Landschaft der Welt. „Es zittern die morschen Knochen...“ sollte erklingen, aber der Spieler beginnt immer wieder von vorne. Es ist sicher der lange hagere 44-Freiwillige aus Holland, unser Sanitäter, der schon drei Monate spielen lernt und noch immer falsch in die Tasten greift, der schon so viele Verwundete aus dem Feuer geholt hat und deshalb das ER. I trägt. Das ist alles, was wir von ihm wissen. Ja, daß er gestern bei uns war, wird uns auch in Erinnerung bleiben.

„Wie mag es jetzt wohl unserem Unterscharführer gehen? Durch drei Müllbinden ist es durchgesickert!“ sagt da einer von uns. Was er damit meint? Ja, das wissen nur wir, die wir den gestrigen Tag da draußen erlebt haben, als die angreifenden Bolschewisten über das Vorfeld strömend, sich überstürzend und in ängstlicher, panikartiger Hast, sich Mut zubrüllend, auf der blanken, grünen Wiese wie angewurzelt stehen geblieben, als wollten sie fragen: „Warum

schießt ihr Deutschen auf einmal nicht, wollt ihr uns schonen, weil ihr vielleicht glaubt, daß wir Ueberläufer sind?“ Diese Fragen sprachen aus der Haltung der stumm und aufrecht dastehenden Sowjetsoldaten, aus ihrem darauffolgenden Hinwerfen, Kriechen und dem Verschwinden in dem Gelände. Und was taten wir 44-Männer in unseren Gräben? Wir schwiegen, und allein schon durch unser kaltblütiges Warten haben wir den ersten Anlauf der Sowjets zum Stehen gebracht. Hat da nicht eiserne Beherrschung und ein starkes Herz — unser Blut — gesiegt?

Wieviel Meter sie ungesehen herangetrochen waren, hatten wir erst wahrgenommen, als einige Handgranaten in unseren Gräben hereinsflogen, als der Gruppenführer eine nach der anderen wieder heraus schleuderte, als die letzte in seiner Hand kreperte und er sich an die Brust griff, etwas sagen wollte, was wir nicht mehr verstehen konnten. Wir wußten es, als schon das letzte Verbandspäckchen verbraucht und auf einmal der lange Sanitäter da war, die Verbände wieder herunterriß, neue anlegte und den Verwundeten durchs Feuer hindurch in den Wohnbunker schleppte.

Dann ist trotzdem alles planmäßig verlaufen. Zwanzig Meter vor uns hat jeder der aufspringenden Bolschewisten sein Stück Rasen gefunden. „Nicht nur abwehren, sondern vernichten!“ ist der Wahlspruch unseres Kompanieführers.

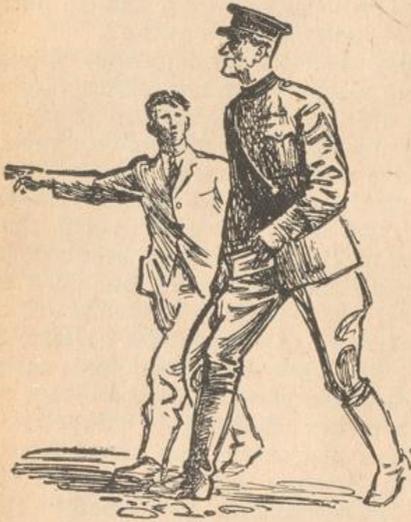
Die Ziehharmonika hören wir längst nicht mehr, weil der Wind sich gedreht hat. Unsere Augen starren in den Sternenhimmel, als wollten sie darin etwas suchen. Ist das nicht derselbe Himmel, der sich auch über die Heimat, über Deutschland spannt? Wenn die zu Hause auch in diese Lichtersaat sehen, dann müßten sich doch unsere Blicke irgendwo dort oben in dieser prächtigen Unendlichkeit zusammenfinden! Es ist ein Traum vom Wiedersehen.

Aber warten wir lieber, bis die vielen Stunden des Sieges die große Zeit geformt haben werden, in der wir uns wiedersehen wollen und in der wir den langen Weg nicht vergessen werden, der uns heute immer stärker, härter und unüberwindlicher macht.

## Die silberne Maus / Von Viktor von Levegow

Es war nach dem furchtbaren Niederbruch im Jahre 1918. In guter Ordnung waren die vom Feinde unbesiegten deutschen Soldaten über die Brücken des Rheins gezogen. Dann hatten die Feindmächte das Land besetzt. Im Anfang ängstlich, allmählich aber übermütig und frech.

Eisiges Schweigen hatte sie empfangen. In den sonst so fröhlichen Rheinlanden



Der kleine Josef Knöpfjes führte den baumlangen Briten.

herrschte unheimliche Stille. Als der Befehl kam, die feindlichen Offiziere zu grüßen, trug niemand bei uns mehr einen Hut.

Der sehr ehrenwerte Colonel (nachgeborener Sohn britischen Adels) Arthur Diek war ein waschechter Vertreter seines Volkes. Aus seinem roten Gesicht mit hervorquellenden Augen sprachen Dummheit und Dünkel. Der Krieg hatte ihn anfangs in Länder geführt, über die nicht der Union Jack wehte. Das war ihm wenig angenehm, denn er schätzte französische Frosch-

esser und italienische Maffaronivertilger, wie er sich auszudrücken beliebte, ganz und gar nicht. Die Deutschen dagegen waren in seiner Achtung ein ganz klein wenig gestiegen, wengleich er sich über sie als Engländer turmhoch erhaben dünkte. Das war einesteils ihre Tapferkeit, die er zu spüren bekommen hatte, andererseits hatten er und seine Geschwister deutsche Erzieherinnen gehabt. Daher verstand und radebrechte er auch Deutsch.

Dieser Oberst Diek weilte auch in Köln. Auf Anraten einer Base wollte er auch den Dom besichtigen. Der kleine Josef Knöpfjes führte den baumlangen Briten und der ließ fortwährend seine Reitpeitsche wippen. Dem Kölner trieb das die Zornesröte ins kluge Gesichtchen, in dem zwei listige Auglein funkelten. Trotzdem erklärte er mit Pflichteifer, was aber den Oberst gleichgültig und gelangweilt ließ. Die Erhabenheit des herrlichen Domes wirkte nicht auf ihn.

Schließlich gelangten sie zum Domschatz, bei dem der sehr Ehrenwerte etwas lebendiger wurde. Josef zeigte ihm eine silberne Maus.

„Die ist einmal gestiftet worden, als die Mäuse überhand nahmen und eine Plage wurden. Darauf sind die Mäuse verschwunden“, erklärte er im schönsten Kölnisch.

Der Engländer klatschte sich mit der Peitsche an die Stiefel.

„Aber das ist doch ein dummer Aberglaube, dummes Zeug“, meinte er wegwerfend. „Das glauben Sie doch wohl selbst nicht?“

„Nein“, war des Führers gelassene Entgegnung. „So recht glauben dran tun wir nicht, denn wenn wir das täten, dann hätten wir längst einen silbernen Engländer gestiftet!“

Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut nicht zu verfluchen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist.

Der Große Kurfürst

## Feuerspruch

Lohe, Flamme, Eisen, glühe,  
jeder Funke sei entfacht;  
tose, Feuer, Esse, sprühe,  
Hammer, zeige deine Macht!

Eisen, glühe, Hammer, schlage,  
zwing' entfesselte Gewalt;  
Rausch durchflammer Schöpfungstage  
schenkt dem Werk die Wohlgestalt.

Flamme, lohe, Eisen, glühe,  
Hammer, bleibe hart und kühl;  
Esse, sprühe, Werk, erblühe  
uns aus heißem Gottgefühl.

Brenne, Feuer, Glut, durchdringe  
uns, den Hammer und den Stahl,  
lohe, Flamme, Hammer, singe  
Sang von Schöpfungslust und Qual.

Eisen, glühe, Esse, sprühe,  
jeder Funke sei entfacht;  
tose Feuer, Werk, erblühe  
jauchzend hell aus dunkler Nacht.

*Karl Josef Keller*

## Das Grab des Vaters

Von Hermann Müller

Der Befehl, den Feind, den die Fliegeraufklärung festgestellt hatte, anzugreifen und ihn in Richtung Zarnow nach Nordosten auf den Raum von Radom zurückzudrängen, hatte den Unteroffizier Friedrich Wild aufs tiefste berührt. „Zarnow, Zarnow“, klang es in ihm nach. Als der Hauptmann den Leuten der Panzerabteilung an Hand der Karten die Angriffsrichtung wies, gab es für Friedrich Wild keinen Zweifel mehr, es war Zarnow. — Doch es blieb keine Zeit zum Grübeln und Sinnen; denn der Hauptmann befahl auch schon den Angriff, und die Panzer ratterten in das polnische Gelände, das der Morgennebel weithin verschleierte.

Verzweifelt wehrte sich der Gegner, alle Vorteile, die ihm das hügelige Gelände zu seiner Verteidigung bot, ausnützend. Gegen Mittag hatten die Panzer Zarnow im Seitenangriff eingeschlossen, und im Schutze von vier Panzern drangen deutsche Fußtruppen in das Dorf. Noch über eine Stunde währte das Gefecht mit Soldaten und Hedenschützen, deren letzte Zuflucht die Kirche und der sie umgebende Friedhof war.

Friedrich Wild rollte den Panzer gegen das Friedhofstor, die alte Mauer barst und bahnte den deutschen Schützen den Weg in das letzte Widerstandsnest. Einige Minuten später streckten die Polen die Waffen.

Die Panzer öffneten sich; mit Ausnahme des östlich des Dorfes liegenden Sicherungsteiles hatten die Gefechtsstruppen eine kleine Ruhepause.

Friedrich Wild erbat vom Hauptmann Erlaubnis, das Gräberfeld des Friedhofes absuchen zu dürfen; auf diesem Kirchhof müsse das Grab seines 1914 bei Zarnow gefallenen Vaters sein. „Zarnow

nordöstlich von Eschenstochau“, lautete die Ortsangabe.

Bewegten Herzens schritt der deutsche Unteroffizier die Grabreihen ab. Manche zeigten Kampfspuren, die meisten aber lagen friedlich in der leuchtenden Sonne. Dann stand er vor sechs niedrigen Holzkreuzen. Grabhügel waren unter dem dicht



Friedrich Wild rollte den Panzer gegen das Friedhofstor, die alte Mauer barst.

wuchernden Rasen nicht mehr zu erkennen.

Auf dem dritten Grab las Friedrich Wild die verwitterte Inschrift: Wilhelm Wild, \* 17. 2. 1885, † 19. 9. 1914. Er stand vor dem Grabe seines vor 25 Jahren in Polen gefallenen Vaters in stillem Gedenken.

Der Mutter wollte er nun schreiben, wie er das Grab des Vaters gefunden.

Vierzehn Tage später, auf dem Rückmarsch von Polen, bat Friedrich Wild um Urlaub, um noch einmal das Grab des Vaters besuchen zu können. Ein Kamerad begleitete ihn, um ein Bild von dem Grab zu zeichnen.

Wie überrascht war aber der Unteroffizier, als er wieder vor den deutschen Kriegergräbern stand, denn sie lagen jetzt unter dem schönsten Blumenschmucke.

Im Dorfe erfuhr er dann, daß die Volksdeutschen des Dorfes die Gräber so reich geschmückt hatten. Früher hätten sie es so nicht dürfen.

Im nächsten Briefe an die Mutter schrieb er davon und daß er sich freue, den Vater nun in deutscher Erde zu wissen



## Der geheimnisvolle Koffer

Von Helmut Schulz

Das Haus steht etwas abseits des Dorfes. Es ist ein stilles und friedliches Haus, und die darin wohnen, der Herr Lehrer Hermann Friederich mit seiner Frau Poldi und der kleinen Tochter Erika, sind ebenfalls friedliche Leute. Sie kennen keinen Streit, seit Jahren nicht, nur die Sonne, die von allen Seiten herein kommt, die kennen sie. Sie ist ein lieber Gast und hat sich bereits eine Heimstatt in ihren Herzen erobert. Hinter dem Haus beginnt der Wald. Ein schöner dunkler Wald, voll des Wunders und des heimlichen Lebens. Die Mutter, Frau Poldi Friederich, hat immer, so gern sie ihn im Grund ihres Herzens leiden mag, ein leises Grauen vor ihm gehabt, und deshalb erlaubte sie ihrem Mädchen auch nur, seinen Spielplatz höchstens bis zu seinem Rande auszudehnen, bis dorthin, wo in dieser Zeit der gelbe Ginster blüht und der schwarze Holunder. Sie tritt dann oft ans Fenster und winkt der Kleinen, oder sie singt, da sie die goldene Sonne im Herzen hat, allerlei Lieder beim Geschirrspülen am offenen Fenster, Lieder aus ihrer Jugendzeit, oder auch solche, die ihr Mann, der Herr Lehrer, in der Schule mit den Kindern gerade einübt. Ihr liebstes aber ist das alte Lied, von dem keiner weiß, wer es erdacht hat, und das so beginnt:

So viel Stern am Himmel stehen,  
So viel Schäflein, als da gehen  
In dem grünen Feld,  
So viel Vögel, als da fliegen,  
Als da hin und wieder fliegen,  
Soviel mal sei du gegrüßt!

Sie weiß dabei nicht, wen sie grüßt. Vielleicht ist es die Sonne, vielleicht auch der Wald oder die duftende Erde, die sich ringsum ausdehnt in ihrer gütigen Pracht. Jedenfalls singt sie das Lied über alles gern, jeden Tag, oft sogar mehrere Male am Tag, schon seit Jahren, und es wird ihr nimmer leid, weil es in seiner jugendfrohen Frische nicht alt werden kann. Und wenn das Lied ertönt, winkt ihr die kleine Erika jauchzend zu, und selbst der Herr Lehrer, wenn er es gerade hört, lächelt im Glück und im Stolz, ein solches Weib zu haben, das so viel Freude ausgießen kann. Aber der Wald hat es doch in sich. Weiß der Ruckuck, woher das kommt, daß er so leise raunen kann, bisweilen so unschuldsvoll und zart, wo er doch in seinen tiefsten Gründen den dunklen See versteckt hält, auf dem die Rosen blühen, und aus dem in Mondnächten die Nixen steigen, zartgliedrig und verführerisch, in weißen Schleiern, zu tollem mitternächtlichem Liebespiel. Der Wald ist selbst wie ein stilles Wasser, dem man nicht auf den Grund sehen kann, und wenn er den

Wind durch seine Bäume orgeln läßt, dann hat sein Lied einen verborgenen Sinn.

Der Herr Lehrer hat immer über solche Gedanken gelacht, und er hat versucht, sie ihr mit guten Worten auszureden. Aber das half nur für kurze Zeit. So froh sie im Grund ihres Herzens war, mit dem Wald wollte sie keine dicke Freundschaft schließen. Er ist gut, er ist recht, er ist schön, aber im übrigen soll er mich ungeschoren lassen! Das waren ihre Worte. Nun gut, und man soll eben, das sah auch der Herr Lehrer ein, bisweilen einem Menschen seinen Glauben und seinen Willen lassen.

War es nun Zufall, oder war es eine Art Rache des Waldes, daß gerade durch ihn der erste Streit zwischen den beiden seit Jahren friedlich und froh nebeneinander lebenden Eheleuten ausbrach? Seht, das kam so. Frau Poldi ist von Natur gewiß nicht neugierig. Aber eines schönen Tages, es war genau zwei Wochen vor ihrem Geburtsfest, mußte sie, als sie eben in der Küche das letzte Geschirr wegräumte, sehen, wie ihr Mann, einen kleinen Koffer unterm Arm, über den Hof, durch den Garten und dort durch das hintere Türchen hinaus beinahe wie ein Dieb in den Wald schlich, um erst nach drei Stunden, wieder mit dem Koffer unterm Arm, zurückzukehren. Zunächst sagte sie nichts, sie lächelte sogar am ersten Tag. Doch als das, vierundzwanzig Stunden später, wieder genau so passierte, da lächelte sie nicht mehr, sondern verwunderte sich über alle Maßen. Aber am dritten Tag konnte sie nicht mehr schweigen. Da fragte sie ihn gerade heraus, was diese Waldausflüge zu bedeuten hätten und was er nun schon zum drittenmal heimlich in dem lächerlichen kleinen Koffer fortzutragen habe? Es ist nun gewöhnlich so, daß eine offene Frage eine offene Antwort wert ist, und unter den Eheleuten Friederich war das auch nie anders gehandhabt worden. Aber will's der Teufel, daß Krach ins Haus kommt, dann gelingt's ihm auch. Und diesmal gelang's ihm. Herr Hermann Friederich zog es vor, seiner Frau Poldi

auf diese Frage keine Antwort zu geben, vielmehr suchte er nur mit den Schultern, lächelte geheimnisvoll in sich hinein und ging davon. Den Koffer hatte er unterm Arm. Eine Salzsäule macht keinen erstarrteren Eindruck als Frau Poldi, die solchermaßen verdußt und in innerster Seele erschüttert im Fensterrahmen zurückblieb. Zum erstenmal vergaß sie an diesem Tag ihre frohen Lieder, zweifelte sie an der Treue ihres Mannes, sah sie sogar nicht, wie Erika ihr vom Garten herauf winkte und ihr einen selbstgepflückten Strauß aus Männertreu und Günsel entgegenhielt. Und dabei war es doch gerade heute ein besonders schöner Tag. Die Sonnenstrahlen kugelten sich neckisch im kleinen Weiber hinter den Tulpenbeeten, und um den Lindenbaum neben dem Gartenhaus summt in süßer Geschäftigkeit die Bienen. In der Ferne aber rauschte der Wald und sang ein dunkles, wehmutsvolles Lied . . .

Wer mag das begreifen? Es ist dumm eingerichtet auf dieser Welt, und man kommt bisweilen um nichts von allem auf das richtige Gleis zurück, wenn man sich einmal verfahren hat! Da ist nun der Friede hin im glücklichen Lehrershaus, und keiner kann das ändern. Oder glaubt ihr etwa, daß der Herr Lehrer seine heimlichen Gänge mit dem Koffer unterm Arm in den Wald eingestellt, oder daß er wenigstens auf die Vorhaltungen seines unglücklichen Weibes hin erklärt hätte, was er dort zu schaffen hatte? Frau Poldi jammerte, schalt und weinte, aber es half so viel, wie wenn man einen Ochsen ins Horn pfeßt. Sie beschuldigte ihren Mann der Lüge, des Diebstahls, der Schmutzgelei, des Ehebruchs — doch half es nichts. Er fand im Gegenteil, statt daß er vernünftig geworden wäre, auf all ihre Vorwürfe nur immer ein Lächeln. Ein spitzbübisches Lächeln, hinter dem er sogar eine geheime Freude nicht verbergen konnte, und ging unverdrossen getreulich Tag für Tag, stets um dieselbe Zeit, mit dem Koffer unterm Arm, in den Wald, aus dem er regelmäßig erst nach drei, manchmal auch erst nach vier Stunden zurückkehrte. Und das alles ging acht,

zehn, zwölf Tage so weiter und schien sich, nach Frau Poldis Meinung, auch in Ewigkeit nicht mehr ändern zu wollen. Ihre Ehe war zerrüttet, sie war reslos aufgelöst, mit einemmal, von heute auf morgen.

Solch ein Zustand wirkt sich naturgemäß auch auf die Umwelt aus. Wo die Liebe fehlt, ist alle Freud' vergällt. Auch Erika mußte das merken, und sie empfand es am schmerzlichsten am Abend vor dem Geburtstag der Mutter. Da wird sonst der Kuchen gebacken, und dabei pflegte sie immer heimlich die süßen Rosinen aus dem Teig herauszupflücken, die so viel besser schmeckten als nachher, wenn der Kuchen fertig auf dem Kaffeetisch steht. Diesmal jedoch hatte Frau Poldi keinen Kuchen. Das Mißtrauen, das an ihrer Seele fraß, gestattete ihr kein Lächeln mehr. Selbst Erika, das unschuldige Kind, begann an diesem Abend darunter zu leiden. Denn als es sah, daß die Mutter auch gar so verändert war, wurde es trostig und böß und mußte schließlich mit einer Tracht Prügel zu Bett geschickt werden. Ja, so schnell vermag die Welt ihren Lauf zu ändern! Frau Poldi schlief diese Nacht lange nicht ein, sie weinte und fürchtete sich vor dem kommenden Tag, der sonst immer nur vom höchsten Glück beschienen war.

Am Morgen lachte die Sonne, ihre Strahlen fielen aus Gottes Sommergarten in unendlicher Fülle durchs Fenster und küßten eines unglücklichen Geburtstagskinds Augen wach. Frau Poldi erhob sich. Das Bett ihres Mannes war leer — so war er also davon gegangen, als sie noch schlief, um ihr nicht gratulieren zu müssen. Welche Schufte diese Männer sein können! Sie kleidete sich an, eilte in die Küche, wusch sich, und dann öffnete sie die Fenster, das Licht des blauen Himmels und den Blumenduft des Gartens herein zu lassen. Ein stiller Trost, ein kleines Geschenk, dafür sie niemandem dankeschön zu sagen brauchte. Es grüßten sie die buntesten Farben. Lavendel und Verbänen, Verbänen und Lavendel. Blau und purpurfärbig brannten sie im Garten und verströmten ihren

heißen Duft. Daneben glänzten weiße Venuspiegel und rote Levkojen, die Ranunkeln und das hellblaue Gretchen im Busch. Selbst die dunkle Trompeterzunge wollte an diesem Morgen zu ihr heraufgrüßen, lächelnd und freundlich, aber ihr Gesicht konnte das Lächeln nicht erwidern, ihr Herz schlug nur die Enttäuschung zurtück. In den Lüften sang die



Das Bett ihres Mannes war leer.

Lerche, der Wald rauschte und hatte seinen dunklen Gesang vergessen. Hörst du es nicht, Poldi, wie er fröhlich ist und in feierlichem Orgelton das jubelnde Lied der Lerche begleitet?

So viel Stern am Himmel stehen,  
So viel Schäflein, als da gehen  
In dem grünen Feld,  
So viel Vögel, als da fliegen,  
Als da hin und wieder fliegen,  
Soviel mal sei du gegrüßt!

Nein, sie will das nicht hören, sie kann es nicht hören. Das war einmal, vor langer, langer Zeit, vor hunderttausend Jahren, als es noch die Treue gab und ihr Mann sie nicht schmählich betrog! — Aber der Wald summt es doch, das Lied, nein, er summt es nicht, er spielt es, hör nur, laut und vernehmlich spielt er es in vollem und klarem Orgelklang! Warum willst du das Fenster zu-

werfen, kleine Frau Poldi? Du kannst es ja gar nicht, denn du hörst ja die Lerche singen. Und nun hat sie gar dir zu Ehren eine menschliche Stimme angenommen. Drunten sitzt sie irgendwo in den Schlehen und singt dein schönstes Lied zu Ende:

Soll ich dich denn nimmer sehen?  
Ach, das kann ich nicht verstehen,  
O, du bitterer Scheideschluß!  
Wär ich lieber schon gestorben,  
Eh' ich mir ein' Schatz erworben,  
Wär ich jeho nicht betrübt.

Es ist, als ob der Herrgott selbst über die Berge herunter gestiegen wäre. Er führt einen blondschopfigen Engelsbuben an der Hand, und sie haben beide die Schrecken des Waldes vertrieben. Nun singen sie in sein Blätterrauschen hinein das Lieblingslied der Frau Poldi. Da kann auch sie nicht mehr anders. Sei es die Neugierde oder sei es eine mahnende Stimme in ihrem Herzen, die sie treibt; sie reißt im selben Augenblick das Fenster, das sie eben schließen wollte, nur weiter auf, und wie sie sich laufend hinauslehnt, blickt sie gerade dem Herrn Lehrer, ihrem artvergeffenen Mann, mitten ins schelmisch strahlende Gesicht. Und sie vernimmt, wie er in das glückhafte Rauschen des Waldes hinein auf einer nagelneuen Ziehharmonika auswendig und völlig fehlerfrei ihr Lied spielt. Die Lerche aber, die in den Schlehen

dazu singt, ist die kleine Erika. Sie sitzt neben dem fröhlichen Spielmann im Gras auf dem verflügten kleinen Koffer, der das Geburtstagsgeschenk all die Tage über heimlich barg und in dem es der Vater in den Wald trug, um zu üben. Und das Mädchen singt und jubiliert aus vollem Halbe.

In den nächsten Minuten kollerten Frau Poldi die Tränen die frohen Backen herunter. Wer will untersuchen, ob es Tränen der Freude und des Glückes oder aber einer leisen Scham darüber waren, daß sie ihrem Mann einen solch köstlichen Triumph über ihre weibliche Eifersucht in die Hände gespielt hatte? Wahr ist jedenfalls, daß wenige Stunden später fünf große Geburtstagskuchen überm Feuer standen, von denen allerdings nur drei mit Rosinen gefüllt waren. Die andern hatte sich Erika schon vorher „gesichert“, und Frau Poldi hatte es so gar geschehen lassen, ohne ein Wort des Tadelns dafür zu finden.

Wahr aber ist außerdem noch, daß der Wald, der Verbündete und Beistand zu solch froher Überraschung, von diesem Tag an für Frau Poldi seinen geheimen Schrecken verloren hatte, wenn er auch gleich sein Geheimnis deshalb nicht preisgab. Denn das bewahrt er gerade vor dem am meisten, schauernd und gütig, der ihm seine Liebe gestand.

## Neues vom alten Haeseler / Von Wilhelm Schäfer

### Zwei Antworten

Lieber eine dumme Antwort als keine! pflegte der General Haeseler zu sagen, und er meinte die Geistesgegenwart, die er gern bei seinen Soldaten prüfte, indem er sie mit unerwarteten Fragen verblüffte. Als er in Mex einmal an einem sternklaren Winterabend nach Hause kam, trat er unversehens zu der Schildwache hin, die stramm präsentierte, und fragte: „Wieviel Sterne stehen am Himmel, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Erzellenz!“ sagte der Soldat, der aus Bonn und darum nicht auf

den Mund gefallen war, nahm das Gewehr bei Fuß und fing an, die Augen nach rechts gegen den funkelnden Himmel gerichtet, die Sterne zu zählen. Der alte Haeseler hörte verduzt dem strammen Kerl zu, wie er mit seiner rheinischen Stimme das: Eins, zwei, drei — in die Nacht schmetterte und entschlossen schien, einige Tausend für seinen General herunterzuzählen. So lange konnte er aber nicht in der kalten Nacht dabeistehen, deshalb sagte er lachend: „Sage mir's morgen! Aber zähle leise, damit du die Nachtruhe der Mexer nicht störst!“

Am andern Morgen, als der alte Haefeler seinen Haferbrei aß, fiel ihm der Rheinländer wieder ein, der die unbeantwortbare Frage in einen Auftrag verdreht hatte. Das Ergebnis seiner Sternzählung zu erfahren, ließ er ihn holen. Der Soldat aus Bonn stand stramm vor seinen General hin, von den gewichsten



„Wieviel Sterne stehen am Himmel, mein Sohn?“

Stiefeln bis zur blanken Helmspitze seines vorschriftsmäßigen Anzugs gewiß; denn er hatte damit gerechnet, daß sein nächstliches Abenteuer ein Nachspiel haben würde. „Zu Befehl, Erzellenz!“ schnarrte er, als der Alte mit der gleichmütigsten Miene der Welt „Also, wieviel?“ fragte.

„Zu Befehl, Erzellenz!“ und der Rheinländer schalkte ihm aus den Augen: „Bei dreihundertsiebenundvierzig wurde ich abgelöst!“

#### Der vermeintliche Bauer

Der alte Haefeler war nach seinem Abschied als Feldmarschall in Nieder-Barnim Gutsbesitzer geworden, aber nach seiner kargen Art keiner, der zum Vergnügen in den Feldern herumritt, sondern

er sah nach dem Rechten, und wo es nötig war, griff er selber mit an.

Als er einmal an einem heißen Vormittag redlich müde nach Hause ging, hembärmelig und den hageren Kopf im Schatten eines breitrandigen Erntehutes, sah er aus wie ein alter Bauer. Ein Husarenleutnant, der sich auf einer Felddienstübung verritten hatte und nach dem Weg gegen Briezen fragte, nahm ihn dafür.

Deshalb, als der vermeintliche Bauer ihm zwar die gewünschte Auskunft gab, aber mit spitzen Fingern auf sein Pferd zeigte: der Gurt sei zu eng geschnallt, er nähme dem Tier den Atem, wurde der Leutnant hochmütig: „Das ist kein Adergaul, sondern ein Offizierspferd!“ verwies er dem Mahner die Einmischung und fügte lachend hinzu: „Ja, Bauer, das ist etwas anderes!“ Dann aber wollte er einlenken und fragte den Alten jovial: „Auch mal gedient? Lange Zeit her, was?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ gab der alte Graf belustigt Antwort.

„Wo denn?“ wollte der joviale Frager wissen.

„Bei den Zietzenhusaren, Herr Leutnant!“

„Alle Wetter!“ staunte der Leutnant: „Befördert worden?“

„Zarwohl, Herr Leutnant!“

„Gar noch Wachtmeister?“ staunte der ahnungslose Jüngling weiter und pätschelte seinem Pferd den warmen Hals, das von den Fliegen unruhig war.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ sagte der vermeintliche Bauer. „Bis zum Feldmarschall!“ nahm gänzlich unmilitärisch seinen breitrandigen Strohhut ab, daß sein in der ganzen Armee wohlbekanntes Ledergesicht zum Vorschein kam: „Mein Name ist Haefeler!“ grüßte er und ging davon, nicht ohne noch einmal mit spitzem Finger auf den Gurt zu zeigen.

Hätte er sich bei der nächsten Biegung des Weges umgewandt, würde er gesehen haben, daß der Leutnant abgestiegen war und an dem Gurt nestelte; aber dessen war der alte Haefeler sowieso gewiß.

## Die Braut / Von F. Schröngamer-Heimdal

Das muß ein End' haben", kam es wie Wettergrollen vom Bauertisch her, der unter der Wucht eines derben Faustschlages in allen Fugen krachte.

"Ich sag's ja auch. Es ist eine Schande vor allen Leuten. Daß uns der Bub solches antut!" So die Bernahederin.

"Und wer der Geschichte ein End' macht, das bin ich! Ich such ihm eine Braut, ob sie ihm paßt oder nicht"

"Mir ist alles recht, Bernaheder, wenn nur diese Geschichte ein End' nimmt. Die ganze Welt spricht ja schon davon."

"Und wir sind die Letzten, die's erfahren haben. Wer ist denn das ausgeschämte Frauenzimmer eigentlich, an das er sich hingehängt hat?"

"Ja, wenn man das wüßt! Kein Mensch kennt sie, aber reg dich doch nicht so auf, Bernaheder! Wer weiß, wie die Geschichte noch ausgeht!"

"Das weiß ich ganz genau, wie die Geschichte ausgeht: Nach meinem Schädel geht sie aus! Der Lalli soll einmal wissen, daß er noch einen Herrn und Vater über sich hat, der ihm endlich auf seine heimlichen Schlich' gekommen ist, dem Dummäuser, dem damischen. Die Hebamm' von Landsham wird doch auch Augen im Leib haben . . ."

"Die Hebamm'? Um Gotteswillen, ist's denn schon so weit?"

"Das wär' noch das Schönste, da schla- get ich ihm doch das Kreuz ab! Aber es langt so auch: Die Hebamm' von Lands- ham geht einmal spät abends durchs Landshamer Holz und da sieht sie zwei Liebsleut auf einem Streuhaufen sitzen. Da werd ich eine Neuigkeit inne, denkt sich die Hebamm', und stellt sich hinter einen Kronewittbusch. Und da sieht sie sich genug, wie's die zwei auf dem Streu- haufen treiben: Grad busseln und schar- mußieren und lachen. Und wie sie fer- tig sind mit ihren närrischen Stückeln, nimmt unser Lalli das Weibsbild auch noch auf den Arm und tragt sie bis zum Hölzl hinaus. So ein damischer Gockel! Hat man so was auch schon gehört? So

was hat die Hebamm' von Landsham noch gar nicht gesehen, hat sie zu mir ge- sagt, und einer Hebamm' kommt doch allerhand unter. Wenn die zwei, hat mir die Hebamm' weiter gesagt, als Heirats- leut einmal zusammenkommen, dann gibt's alle Jahr eine Kindstau und alle- mal Zwilling, denn so eine Hebamm' hat



„Ich such ihm eine Braut, ob sie ihm paßt oder nicht.“

Erfahrung in solchen Sachen. Aber ich helf unserm Hallodri für die Kindstauen und die Zwilling! Wie ich schon gesagt hab, auf unsern Hof kommt mir nur ein Weibsbild, das richtige Knödel machen kann und auf die Säu und die Raibl schaut. Und ich weiß ihm schon die Rechte!"

"Da wär ich aber neugierig, Bernaheder."

"Dir kann ich's ja sagen: Dem Ras- hofer sein Roserl ist's, die ich für unsern Hanswürsten ausgesucht habe."

"Ja, das wär freilich die Richtige für unsern Michl. Ein Dirndl kreuzbrav und fleißig, alleweil gut aufgelegt und leb-

frisch wie ein Nagerlstock um Sonnwend-

den.“  
„Ja, du, hör, was noch das Schönste ist: das Dirndl ist auch 's Einzige, grad wie unser Hausdepp. Auf die Weis' kommen dann zwei Höf' zusammen, der Raschhof und der Bernahederhof. Nachher können sie von mir aus alle Jahr Rindstaus halten mit Zwillingen, weil dann auch zwei Höfe da sind.“

„In Gottesnamen! Es wird doch unsern Michl nicht recht hart ankommen, wenn er die andere lassen muß, in die er so stockhagelnarrisch verliebt ist, wie man hört.“

„Ich hab dir's schon gesagt, daß ich ihm das Kreuz abschlag mit seiner ewigen Lieb und Treu, der saudummen. Und morgen in aller Herrgottsfrüh fahren wir zum Raschhofer auf Beschau. Und damit du es weißt: mit dem Raschhofer hab ich schon alles ausgemacht und es hat seine Richtigkeit: sein Roserl und unser Micherl sind in vier Wochen ein Paar. Bauernheiraten, muß wissen, werden allemal von Männern gemacht. Hat's mein Vater gottselig so gemacht, mach' ich's auch so. Und damit basta!“

Die Bernahederin aber seufzt noch einmal leise in die leere Kaffeeschale: In Gottesnamen! Wird doch den Buben nicht so hart ankommen, wenn er seine Liebenschaft lassen muß!

Am nächsten Morgen fahren die Bernahederischen, Vater und Sohn, dem Raschhofe zu.

„Wir wissen alles“, sagt der Bernaheder, der Vater, zu Bernaheder, dem Sohn, kurz vor der Einfahrt in den Raschhof. „Schlag dir das fremde Frauenzimmer, mit dem du bisher eine Liebenschaft unterhalten hast, aus dem Kopf und mach einen Mann. Denn heute geht's ernst auf: In vier Wochen hast du Hochzeit mit dem Raschhofer Roserl. Und danke deinem Schöpfer, daß das Dirndl nichts weiß von deinen Dummheiten mit der andern, wo euch sogar die Landschamer Hebamm' auf dem Streubausen miteinander gesehen hat. Ich will auch gar nicht wissen, wer die andere war. Jedenfalls keine Gescheite, sonst hätte sie

wissen müssen, daß sie niemals auf unsern Hof kommt. Niemals nicht, so wahr ich dein wohlmeinender Vater bin. Hü — Bräun! So jetzt steig ab und führ dich anständig auf in der Brautstuben, damit daß ich eine Ehr' einlege mit dir, wo du uns soviel Schand gemacht hast mit der andern!“

Im Raschhof geht die Bauernfreite den landesüblichen Gang: die Besucher schützen einen „Ruhhandel“ vor, lassen sich das vorgesezte Mahl munden und kommen ganz zum Schluß, wie unabsichtlich darauf, daß der Micherl und das Roserl eigentlich ganz schön zusammenpassen, wo doch jedes einen Bauernhof mit in den Brautstand bringt und so wird der Ruhhandel richtig: der Micherl und das Roserl geben sich den Verspruch und in vier Wochen soll Hochzeit sein.

In vier Wochen war Hochzeit, und was für eine, wo doch die zwei besten Höfe des ganzen Gaus zusammengekommen sind.

„Ist's dich wohl recht hart angekommen, das Vergessen, Micherl? Hast schon überwunden?“, fragt die Mutter einmal heimlicherweis.

„Was vergessen, was überwunden, Mutter?“

„Nun, deine Liebenschaft halt mit dem fremden Frauenzimmer?“

„Mit welchem fremden Frauenzimmer?“

„Nun, wer war denn das Weibsbild damals auf dem Volksfest, dem du ein Zuderherz gekauft hast?“

„Das? Das war 's Raschhofer Roserl!“

„Und dann auf dem Streubausen im Landschamer Hölzl?“

„Noch einmal 's Raschhofer Roserl!“

„Gott sei Dank!“ atmet die Bernahederin auf. Der Bernaheder, dem sie die Neuigkeit mitteilt, haut aber mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt weiß ich nicht, bin ich der Bernaheder oder ein anderes Rindviech? Ist aber ein Ding! Und wenn ich der Hebamm' von Landscham wieder einmal begegne, dann werd' ich's ihr schon sagen, was recht ist... So eine Lumperei übereinander!“

## Kammerdiener Franz

Von Georg Schmückle

Im Vorzimmer des Schloßleins von La Panne saß der alte Kammerdiener Franz Schobinger und lauschte auf den fernen, rollenden Donner der flandrischen Front. Die langen, dünnen weißen Haare hingen ihm über die Wangen, und das Alter hatte ihm die Schultern merklich nach vorne gebogen. Er saß mit geschlossenen Augen, als schlief er, und nur, wenn das Dröhnen der gewaltigen Langrohrkanone hinterm Blankhaartsee die Fensterscheiben erzittern ließ, zuckte das faltige Gesicht zusammen, um gleich darauf wieder zu Stein zu erstarren.

Seine Seele lauschte dem Trommeln der Geschütze. Er wußte, daß drüben überm See Landsleute lagen. Ob wohl solche aus Possenhofen darunter waren? Possenhofen! Und seine Gedanken gingen den Weg, den sie alle die Jahre gegangen waren, seit er Abschied genommen hatte vom Herzog Karl Theodor.

Bild um Bild stieg aus dem alten treuen Herzen: Wie er als Bub mit dem Vater am Waldrand auf Hasen angeessen, wie er hinter den Fensterläden scheu und ehrfurchtsvoll zugeschaut, wenn der König Ludwig in seinem goldenen Schlitten bei Fackelschein seinem fernen Bergschloß zujagte, wie sie ihn am Ende bleich und tot aus dem See zogen.

Karl Theodor, der Augenarzt, hatte ihn von einem Augenübel befreit, so daß der Vater aus lauter Dankbarkeit nur noch auf den Nachbarjagden wilderte. Den Buben aber hatte der Herzog, weil er aufgeweckt war und zutunlich, in seine Dienste genommen und, weil er treu und verschwiegen, zum Kammerdiener gemacht.

Nun saß er als alter Mann im Schloßleins von La Panne, und es war ihm, als höre er die Linden rauschen im Park von Possenhofen. Es war ihm, als höre er das Lachen der drei schönen Herzogstöchter in den stillen Uferwegen am See, beim Fangspiel auf dem Rasen vor dem Schlosse.

Eine um die andere war hinausgezogen.

Aber es war, als sei der Segen der Heimat damit von ihnen gewichen.

Arme Kronprinzessin von Oesterreich!

Arme Kaiserin von Mexiko!

Als der Kronprinz von Belgien um die dritte freite, da hatte der alte Herzog zum Franz Schobinger gesagt: „Einen muß die Els haben, der sie im fremden Land an die Heimat erinnert, geh mit, Franzel!“

Da war er mit der schönen Prinzessin nach Belgien gegangen, und aus dem Franzel war ein François geworden und aus der Els eine Königin. Und es war gekommen, wie es kommen mußte, das deutsche Fürstenkind war, wie alle deutschen Fürstenkinder, da zu Hause, wo sie ihm eine Krone auf den Kopf setzen. Der Sohn des Holzfällers aber suchte in mancher schlaflosen Nacht mit seiner Seele die Heimat.

Ein kleiner blauer See und sein heimliches Rauschen ließen trotz der langen Jahre ein altes Kammerdienerherz nicht zur Ruhe kommen, ein kleiner See und die Berge!

Er sah ihn ganz deutlich, den See, über den die weißen, stillen Segel zogen, mitten hinein ins Abendrot, so daß man sich nur wundern mußte, daß sie nicht in Rauch und Feuer aufgingen.

Er lächelte und seine Hände falteten sich, leise bewegten sich die alten Lippen. Er hielt Zwiesprache, wie so oft, mit seinem Herrn, den schon lange der Rasen und die deutsche Erde deckte. Sie sprachen miteinander, wie das alles gekommen war.

Tief sank dem Alten der Kopf.

Das Rollen der Front schwoll an, und heftiger klirrten die Scheiben, immer zorniger grollte es auf.

Da wurde die Türe aufgerissen, der Adjutant des Königs eilte hastig vorbei, klopfte und wartete kaum das „Herein“ des Königs ab.

Drinnen hörte man hastige Rede und Widerrede:

„Die deutsche Front bei Arras durchbrochen!“

Der Adjutant eilte von neuem durchs Zimmer und kehrte mit einem französischen General wieder.

Die Tür schloß sich hinter den beiden.

Man hörte die Stimme des Generals, die freudigen Ausrufe der königlichen Familie.

Und wieder sprang die Tür auf: „François, Champagner! Schnell!“

Der alte Mann war aufgestanden, er starrte auf die Tür, er wischte sich mit der Rechten die Stirne.

„Champagner, François, so mach doch!“

Da holte er den Champagner.

Er sah nicht auf von seinem silbernen Tablett, als er es in das Speisezimmer trug, in dem die königliche Familie den Franzosen umringte und mit Fragen bestürmte. Die Hände zitterten ihm, als er auf dem Unrichtetisch zur Seite die Gläser füllte.

„Auf fünfzehn Kilometer Breite durchbrochen!“

„Die Boches haben entsetzliche Verluste!“

„Wenig Gefangene! Man macht ganze Arbeit!“

So schlug's an die Ohren Franz Schobingers. Der Champagner schäumte über die Kelche, denn dem Alten stieg das Wasser in die Augen, und er sah wie durch einen Schleier.

Der Franzose konnte sich nicht genug tun in seiner triumphierenden Freude, die königliche Familie sich an ihren Fragen nicht ersättigen.

Wie der Kerl das Wort „Boche“ aussprach! Der Alte blickte nach seiner Königin, aber er konnte ihr Gesicht nicht sehen, auch nicht, nachdem er sich die Augen gewischt hatte.

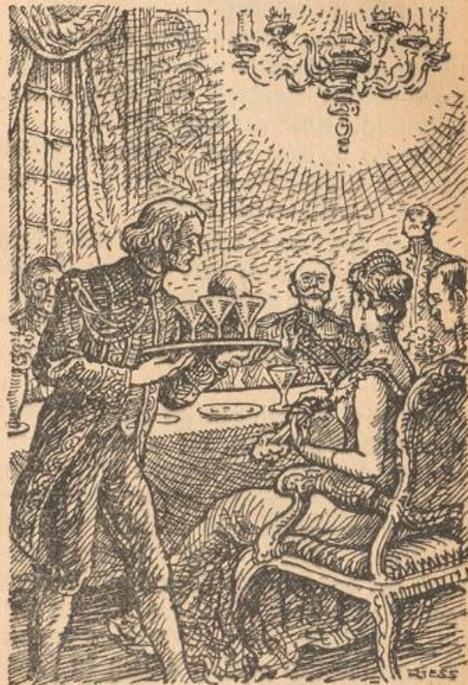
Die Prinzessin hatte sich ans Klavier gesetzt und schmetterte die Marseillaise von den Tasten, der General salutierte und verneigte sich dankend, der Franz Schobinger aber nahm sein silbernes Tablett auf.

„On les aura! les sales boches!“ rief der Franzose.

„Les sales boches! Les sales boches!“ durchfuhr's den Alten. „Les sales boches!“ und leise klrirten ihm die Champagnergläser durcheinander.

Diesmal konnte er seine Augen nicht wischen, denn er mußte sein Tablett mit den schwankenden Gläsern halten.

„On les aura!“ Die Königin war's, die es sagte, die Tochter Karl Theodors, die



Er sah nicht auf von seinem silbernen Tablett, als er es in das Speisezimmer trug.

geborene Prinzessin von Bayern. Dabei griff sie nach einem Champagnerglase, um dem Franzosen zuzutrinken.

Da schwankte das Tablett, vielleicht auch der alte Franz Schobinger, denn er war ja fünfundsiebzig Jahre alt. Die Gläser kippten und ergossen ihren Inhalt über das cremefarbene, mit brabantischen Spitzen besetzte Abendkleid der Königin.

Sie gab dem alten Manne ein hartes Wort und vergaß, daß er im Dienste ihres Hauses alt und weiß geworden war. Daß sein Ungeschick sie davor bewahren wollte,

Vaterland und Heimat zu beschimpfen, der Gedanke kam der hohen Frau nicht.

Ihm aber war das letzte Tröpflein Blutes aus dem Gesicht gewichen, daß es so weiß war wie sein Haar. Gesenkten Hauptes verließ er das Zimmer, und seine blutleeren Lippen bebten immer nur die drei Worte vor sich hin: „Les sales boches!“

Die Königin aber zürnte: „Er wird doch allmählich zu alt, man wird denken müssen, ihn zu ersetzen!“

Als der alte Mann aber wieder kam und neuen Champagner brachte, da ging er hoherhobenen Hauptes und zitterte kein bißchen mit seinen gefüllten Kelchen.

Und die Tochter Karl Theodors konnte mit dem französischen General auf das Anglied Deutschlands trinken.

Als er aus dem Saale ging, rollten dem alten Franz ein paar dicke Tränen die gefurchten Wangen herunter, denn er war ein alter Mann und alte Leute sind nicht immer so beherrscht, wie es vielleicht gut wäre.

Während sie drinnen im Speisezimmer saßen und plauderten, die Damen Handarbeiten machten, die Herren rauchten, saß der Franz Schobinger wieder in seinem gepolsterten Sessel und lauschte mit geschlossenen Augen und vorgeneigtem Kopfe auf das ferne Grollen der Flandernfront. Und wieder hätte man meinen können, er schliefe, wenn nicht seine Lippen sich unaufhörlich gerührt hätten in stummer Zwiesprache mit seinem alten Herrn.

Nur wenn die Scheiben heftiger zitterten, zitterte sein altes Herz mit, und sein faltiges Gesicht zuckte.

„O Herr! Immer wieder habe ich ihr von Deutschland gesprochen, immer wieder, aber sie hat immer weniger zugehört, und am Ende hat sie's gelangweilt.“

Er neigte sich vor, als lausche er einer fernern, leisen Stimme, dann rührten sich seine Lippen wieder: „Es war traurig, Herr, als sie uns die böse Nachricht aus Wien brachten, und die aus Mexiko, aber das, Herr, das ist noch viel schwerer!“

Und wieder lauschten seine Sinne nach innen. Auf einmal streckte er seine Hände aus. Als zöge es ihn aus seinem Sessel,

hob sich seine gebeugte Gestalt. Die Heimat wurde übermächtig in ihm. Wie ein Schlafwandler stand er mit vorgestreckten Händen, als müsse er tastend seinen Weg suchen, dann ging er mit kurzen Schritten durch das Zimmer, den Flur, die Treppe hinunter.

Wohin er noch wolle in der späten Nacht, hatte ihm noch der Hausmeister nachgerufen, dann war er im Dunkeln verschwunden.

Am Blankhaartsee, bei Drie Grachten, sah ein belgischer Posten, wie einer auf einem Nachen zu den Deutschen wollte.

Aufflatternde Bleßhühner hatten ihn verraten.

Mitten durch die Brust hatte ihn der Belgier geschossen. Es war ein alter Mann mit langen, weißen Haaren, er hatte nichts bei sich als eine Photographie, auf deren Rückseite die Worte standen: Wer seines Vaterlandes vergiftet, ist nicht wert, daß er geboren werde! Karl Theodor.“

Die Königin soll nicht viel dazu gesagt haben.

Aus: „Die rote Maske.“ Von Georg Schmüde. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.

Anmerkung des Kalendermannes:

Königin Elisabeth von Belgien, die Tochter des Herzogs Karl Theodor in Bayern, wurde 1900 mit dem Kronprinzen Albert von Belgien vermählt, der 1909 den Königsthron als Nachfolger seines Oheims, des Königs Leopold II. von Belgien, bestieg und 1934 bei einer Bergpartie tödlich verunglückte. Die Kaiserin von Mexiko, an deren Schicksal sich der Kammerdiener erinnert, ist die Prinzessin Charlotte, die einzige Tochter des Königs Leopold I. von Belgien. Sie vermählte sich 1857 mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem späteren Kaiser von Mexiko, der von den Aufständischen 1867 gefangen genommen und erschossen wurde. Charlotte verfiel bald darauf in Geisteskrankheit, starb aber erst 1927.

Auch die von dem Kammerdiener erwähnte Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich ist eine belgische Prinzessin. Sie war mit Kronprinz Rudolf, dem einzigen Sohn Kaiser Franz Josephs, verheiratet. Die Ehe war unglücklich. Der Kronprinz endete durch Selbstmord.

O les aura! = Man wird sie kriegen!  
sales = schmutzige, boches = französisches Schimpfwort auf die Deutschen, etwa „Quadratshädel“ bedeutend.



**E**in Haus hab' ich mir wollen bauen, will sagen: ein Häuschen, nicht zu nah dem Dorf sollt' es sein, auch nicht zu fern davon. Nun, der richtige Ort war bald gefunden.

„Einen Brunnen wird man wohl zuerst haben müssen, einen Brunnen!“ Das rieten mir bedachtsam die Bauern.

Jawohl, ich begriff. Einen Brunnen, damit die Maurer, wenn sie dann anfangen, nicht so weit zum Wasser hätten. Und ich ließ verlauten, daß schon in der kommenden Woche mit meinem Brunnen begonnen werden sollte.

„Die Hauptsach' dabei wär', daß man bald auf Wasser käm'!“ Das war wieder so eine Sache, die man mir zu bedenken gab.

Ich mußte einsehen, daß ich doch noch recht unschuldig auf der Welt herumliefe. Denn auch auf das Wasser wäre ich nicht von selber gekommen. Ich hatte nicht anders geglaubt, als man brauche da nur ein Loch zu graben und das Weitere könnte man dem lieben Gott überlassen.

Ich fragte, was da zu tun wäre.

„Man zieht halt am gescheitesten den Wasserschmecker zu Rat!“ So die Antwort, die mir zuteil wurde.

Auch der Wasserschmecker gehörte noch nicht zu meinem Vorstellungskreis. Doch ergründete ich nach einigem Hin und Her seinen werten Namen und auch das andere, wo er zu suchen wäre. Glücklicherweise wohnte er gleich im Nachbardorf.

Ich ließ den Schellenkapper also rufen.

Der Schellenkapper war zaundürr und das erweckte in mir sogleich Vertrauen. Zu den Mageren hab' ich in solchen Dingen stets das größere Vertrauen gehabt, und auch den Doktor Faustus hätte ich mir nicht anders vorstellen können.

„Schellenkapper“, hub ich an, und vermütlich wollte ich ziemlich weit ausholen.

Der Schellenkapper aber winkte kurz ab.

„Weiß schon!“ sagte er.

Da drauf wagte ich nichts mehr zu sagen. Dieses „weiß schon“ hatte mich in seinen Bann geschlagen. Das klang wie von einem Propheten. Ganz bescheiden trabte ich neben dem Wasserschmecker her; denn jetzt ging es hinaus nach dem Grundstück.

Wie wir da waren, zog der Schellenkapper erst einmal sein Schnupfglas, haute sich eine gehörige Prise in die Daumen-grube. Paßte ja nicht ganz zu einem Propheten — aber wer will da schon Sicheres behaupten? Der große Mohammed? Ob er nicht auch allerlei Menschliches an sich hatte? Ich wollte also gern darüber hinwegsehen.

Wie der Wasserschmecker seine Nase gespeist hatte, schaute er so ein wenig im Ring herum. Schaute die schönen Birken an, die auf meiner Grenze emporwuchsen, schaute den Haselhurst an, der ihm zu gefallen schien, und dann musterte er eingehend den Ackerflanken, wo drauf der Bau erstehen sollte.

„Wo soll's denn hinkommen, das Haus?“ fragte er so nebenhin.

Ich erklärte ihm, wie ich es vorhatte.

„Hat ja gar nichts zu sagen für mich“, meinte er, nachdem er mich ausgehört hatte.

„Hat ja gar nichts zu sagen. Wir müssen uns an die Wasserläuf' halten, verstanden. Wasser müssen wir herbringen. Und jetzt wollen wir's halt angehen.“

Der Schellenkapper zog seine Sackuhr heraus. Sie steckte in einem alten Messinggehäuse und hing an einem hänsenen Bündel. Mit der Uhr in der Faust trat er eine Weile auf dem Ufer herum. Einst mit seinen Mauseugen die Furchen entlang. Lofte in den Erdboden hinein. Verschüttelte immer wieder den Kopf, und war also schlecht zufrieden.

Auf einmal tat es mit ihm wie einen kleinen Schnadler. Schier zugleich ging er auf die Kniescheiben nieder, und jetzt hob er die Uhr am Faden. Anfangs hing sie gar still, dann fing sie langsam an zu pendeln.

Neugierig, verwundert, nein, ungläubig bog ich mich zu ihm.

„Dürfen mir schon auf die Finger schauen“, sagte der Schellenkapper. „Die Uhr macht's ganz von selber!“

Ich konnte auch wirklich nicht entdecken, daß der Schellenkapper etwas dazu getan hätte.

„So, jetzt sind wir dabei!“ sagte er nun befriedigt. „Merken wir's nur gleich mit einem Stecken an! Wasser mehr als genug. Sieben bis acht Meter in der Tiefen, mehr schon gar nicht. Ein Quell muß es sein, schier armsdiä. Ich gespür' es in meinen Nerven.“

Das war freilich eine Botschaft! Genau die Stelle, die ich mir gewünscht hatte. Fünf Schritte vom Haus. Günstiger war es gar nicht zu denken.

Und jetzt wollte ich natürlich die Uhr sehen, diese wunderbarliche Uhr.

„Geht leider nicht“, wehrte der Schellenkapper ab. „Darf sie nicht aus der Hand geben. Und wissen S' warum? Wir zwei, meine Uhr und ich, wir spielen aufeinander. Sowie sie ein anderer anrührt, läßt sie mir aus. Nachher kann ich schauen, wie ich's wieder herbring'!“

Allerdings dann — das war freilich ein Umstand. Ich verzichtete, wenn auch ungern. Der Schellenkapper hatte die Uhr übrigens bereits wieder verschwinden lassen. Aber meine Schuldigkeit wollte ich jetzt wissen, meine Schuldigkeit!

„Darf eigentlich nichts verlangen“, drückte der Schellenkapper herum. „Tu es auch nicht. Ich zahl' doch keine Steuern davon. Schaut ja auch gar nicht wie eine

Arbeit aus. Bloß die Nerven halt! Das Wasserschmeden, haha! Soll's nur einer probieren! Glaubt es keiner, was das Nervenschmalz kostet!“

Ich lasse mir nicht leicht was schenken, Nervenschmalz schon gar nicht. Ich langte brav in meinen Geldbeutel und der Schellenkapper war anscheinend wohl mit mir zufrieden.

Und am andern Morgen schon fingen wir an zu graben. Acht Tage gruben wir wie die Feinde. Nichts als roten Lehm hoben wir heraus. Wasser zeigte sich kein Tropfen. Nochmals eine halbe Woche. Bereits auf dreizehn Meter waren wir drunten. Da kam der Gori vorbei, ein alter, ausgewisteter Brunnenmacher. Ein Zeitlein schaute er so, dann speuzte er ganz despektierlich hinein in das prachtvolle Loch. „Für die Katz“, brummte er. „Da kommt euch seiner Lebtag kein Wasser!“

Das war also die andere Botschaft!

Meist schweigend warfen wir das Loch wieder zu.

Ein paar Wochen später traf ich auf der Halde mit dem Schäfer zusammen. Indem wir so schwächten, zog er seine Uhr. Ich stutzte: Messinggehäuse und hänsener Bündel. „Hat Ihnen der Schellenkapper seine Uhr verkauft, Schäfer?“ Das fragte ich mit einiger Spannung.

„O wie können Sie denken“, meinte der Schäfer. „Die Uhr da, die ist noch von meinem Vater selig. Der Schellenkapper, der hat ja gar keine Uhr nicht. Der hat die seine schon längst versoffen.“

Aber ich hätte diese Uhr da doch jüngst bei ihm gesehen, wandte ich ein.

Jetzt fing der Schäfer an hellauf zu lachen. „Glaub's wohl“, sagte er. „Gelt, so drei Wochen ist es her — stimmt's? Da hat er die Uhr bei mir ausgeliehen, der Fallot. Zum Wasserschmeden. Ist aber ein Schwindel seine ganze Wasserschmederei, behaupt' ich. — Ja, da schauen S' bloß einmal zu!“

Und dann hob auch der Schäfer die Uhr am Bündel und haargenau zeigte er mir die Kunst, die ich beim Schellenkapper so sehr bestaunt hatte.

Und das war dann die Botschaft Numero drei!

## „Ziethen aus dem Busch“



44-Kradschützen im alten Reitergeist

Von 44-Kriegsberichtler Willi Dißmann

Unsere Kradschützen und Panzerspähmänner, sie alle, die Männer unserer Aufklärungsabteilungen, sind sie etwas anderes als die Nachfahren jener ruhmreichen Reiterregimenter, die unter Seydlitz, Ziethen oder Schwerin so unvergänglich in den Mythos der deutschen Geschichte eingegangen sind? Folgen sie nicht den Hufspuren der Bayreuther Dragoner oder der Schwarzen Husaren! Erinnert die Tat dieses Kommandeurs — der an der Spitze seiner Abteilung viele Kilometer in Feindesland vorstieß, ungeachtet dessen, was sich ihm zur Seite und in seinem Rücken abspielte, nur mit dem einen Willen, das ihm gesteckte Ziel zu erreichen und die Verbindung mit anderen Truppenteilen herzustellen — nicht geradezu an jenen bekannten Husarenritt des alten Ziethen? Hat dieser junge Sturmbannführer einer 44-Division — der, ehe daß der Feind es ahnen konnte, in kühnem, schwingvollem Angriff die Spitze dreier bolschewistischer Armeen überraschte, schlug und vernichtete und damit den Vorstoß der Sowjets in die Flanke der deutschen Nordarmee im Reime erstickte — nicht mit seinen modernen Reitern, den Krädern und den Spähwagen, die Tradition des anekdotenumwobenen „Ziethen aus dem Busch“ übernommen?

Jener alte deutsche, draufgängerische Reitergeist, er ist auch heute noch lebendig.

Überall, wo es gilt, den Feind zu überraschen, wichtige Verbindung herzustellen oder Stellung und Stärke zu erkunden, da sind die Aufklärungsabteilungen, die heute noch auf ihren Schulterklappen die Farbe der Kavallerie tragen, zur Stelle. Einem ihrer Kommandeure, dem 44-Sturmbannführer Bestmann, Kommandeur der Aufklärungsabteilung einer 44-Division, hat der Führer und Oberste Befehlshaber, ihm als Auszeichnung, der Abteilung zur Ehre, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Wer von uns wird wohl Zeit seines Lebens die Nacht vor Opotschka vergessen? Befehl der Armee: „Die Brücken von Opotschka sind im Handstreich zu nehmen!“ Opotschka aber lag weit, viele, viele Kilometer weit in Feindesland, im Rücken der Stalinlinie.

Jeder Kradschütze, jeder Panzerspähmann wußte um die Wichtigkeit dieses Auftrages. Eine einzige Staubwolke jagte durch die Lücke in der Stalinlinie, die vorher die Infanterie geschlagen. Mag sein, daß uns der Staub, die Dämmerung und der Augenblick der Überraschung zustatten kamen. Tatsache ist aber, daß die bolschewistischen Sicherungen uns oft für eigene Truppen hielten, ja, daß endlich in dunkler Nacht niemand mehr Freund und Feind zu unterscheiden vermochte. Einer unserer Führer brüllte einer Gruppe dunkler Ge-

stalten zu: „Rechts ran, ihr Dösköpfe!“ Als Antwort fielen Schüsse — die Spitzengruppe war an den Bolschewisten vorbeigebraust. Später stellten sich Panzer in den Weg, Feldstellungen wollten uns aufhalten, aber alle Hindernisse wurden in überschlagendem Einsatz niedergelämpft. Und immer war vorn bei seinen Kradschützen der Kommandeur und spornete sie durch das persönliche Vorbild an.

Ein anderes Mal, als das Aufklärungs-ergebnis eines Spähtrupps noch nicht klar war, bestieg der Kommandeur selbst den kleinen Panzerspähwagen, um sich die Lage vorn anzusehen. Als er wiederkam, sagte er lachend, auf den Schützen verweisend: „Wir haben eben einen Panzer abgeschossen.“

Für diesen Einsatz aber erhielt der Kommandeur das Ritterkreuz. Die Sowjets versuchten mit starken Kräften — wie sich später herausstellte, waren es drei Armeen und eine Panzerdivision — in die Flanke der deutschen Nordarmee zu stoßen. Eine Entlastungsoffensive für die Truppen in Leningrad. Sie wollten auf Staraja Russa marschieren, die deutschen Nachschubbasen vernichten und den deutschen, nach Lenin-

grad marschierenden Truppen in den Rücken fallen. Sie glaubten, daß alle verfügbaren deutschen Kräfte auf Leningrad angelegt wären und daß es ihnen so ein leichtes sei, durchzubrechen. Aber die Sowjets kannten nicht das Tempo unserer schnellen Truppen.

„Nu, denn man tau“, sagte der Kommandeur der Aufklärungsabteilung und jagte mit seinen Kompanien in mörderischem Tempo, gleich einer wilden Meute, vom Lugaabschnitt in die Gegend von Staraja Russa. Es wurde eine verwegene Jagd. Auf jede Stunde kam es dabei an. Denn die Gefahr war ernstlich gewachsen. Die Sowjets waren stark. Sie hatten Panzer und schwere Waffen. Dennoch griff der Kommandeur unverzüglich mit seinen Kradschützen an. Auf einmal, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, waren wir da, überraschten die Sowjets, die sich in Sicherheit wiegten, in ihrem tiefen Schlaf und saßen ihnen von diesem Augenblick an ständig im Nacken.

„Wir jagen Bolschewiken!“ sagte der Kommandeur, und wirklich, er jagte sie weit über die Lowat hinaus.

## Die Heiligdreikönige werden getauft

Eine Weihnachtsgeschichte. Erzählt von Rose Biera

**N**ach dem Hintersee führt, hart neben dem wildschäumenden Bergbach, der Ache, steht ein Häußl, ein kleines Häußl nur. Darin — so erzählt ein verwittertes Holzäpfelchen — wurde am 24. Dezember 1840 der Münchner Landschaftsmaler Balthasar Ettinger geboren.

Ein sehr kleines Häußl ist es nur, das „Waldbhäußl“. Da war dazumal der Holzknecht Ettinger-Kaspar daheim mit seinem jungen sauberen Weib, der Annamirl, und seinen beiden pausbäckigen Buben, dem zweijährigen Kaspar und dem einjährigen Melchior. Im Winter hockten sie ja eng beisammen. Aber im

Sommer, da geht's hoch her, da blühen auf der braunen Holzaltane Nagerl und Rosmarin, und ein Gartl gibt's hinterm Haus, und vergnügt sind sie überhaupt immer.

Holzknecht sein in den oberbayerischen Bergwäldern, das ist ein kühnes und starkes Stück Arbeit. Eine hochgewachsene kraftvolle Gestalt ist der Ettinger-Kaspar, mit wetterbraunem Gesicht, wie er so daherkommt im grünen Spießhut, der flauschigen grünen Lodenjoppe, den schweren eisenbeschlagenen Schuhen.

Doch heute, am 24. Dezember 1840, als er vom „Holzsturz“ heimkommt, durchgefroren und durchgerüttelt, mit

einem Bärenhunger, da wartet keine Wärme und Gemütlichkeit auf ihn. Die Feuerstelle ist kalt und die Zuben weinen und die Kuh ist nicht versorgt und die Annamirl, die unermüdliche — Jessas Marand Josef —, die hat halt gewerkelt und gewerkelt bis zum letzten Augenblick und hat sich dann doch niederlegen müssen, wie's hart auf hart ging, und das dritte, das Christbüberl, — ist schon da.

Einen Atemzug lang nur verhält der Ettinger-Kaspar unter der niedrigen Tür. — dann greift er wacker zu und betreut mit seinen derben Händen alle, so gut er eben kann: erst die Wöchnerin und das Neugeborene, dann die Zuben, dann die Kuh.

Es wird recht spät, bis er endlich zum Sichen kommt neben der hölzernen Bettstatt und mit seiner Annamirl überlegen kann, wie man das Christbüberl taufen lassen soll. Na, und weil sie halt schon einen Kaspar und einen Melchior haben, wollen sie ihn Balthasar heißen, dann haben die heiligen Dreikönige im Himmel eine Freud. Die Annamirl schaut auf das Neugeborene, das in Leinen eingebunden in der hölzernen Wiege friedlich neben dem einjährigen Melchior schläft, und lächelt: „O mei, was hätt' denn so an klein's Kind, wenn's d' Lieb' nit hätt'!“

Oh der erste Christtag graut, will der Ettinger-Kaspar ins Kirchdorf Ramsau heruntersteigen und den Zuben taufen lassen. Gleich neben der Kirch' wohnt der Herr Pfarrer Hochwürden, und die Taufpatin macht wieder die Kramertant' drumten im Dorf. Vorsorglich füllt er seinen Rückentragkorb mit Heu und stopft eine wollene Decke und ein Federkissen darüber, damit das Büberl hübsch warm beisammen ist.

Na, und in der stockdunklen Früh', so gegen fünf Uhr, tappt er dann doch recht verschlafen und zerschlagen im finstern Häusl herum, trinkt geschwind einen Krug Milch, langt in die Kinderwiege, packt das Christbüberl fein behutsam in den Rückenkorb hinein und schleicht hinaus, um das erschöpfte Weib nicht zu wecken.

Ein gut Stück Weg hat er zu schaffen

bis ins Ramsauer Tal herab. Im Bergwald hängt der graue Nebel dicht in den schneebeschwerten Bäumen, der wenig begangene Pfad ist holprig und mühselig im tiefen Schnee. Im Tal wird dann der Schnee allmählich weißer, die Bäume dunkler, der Nebel lichter, und in der Höhe grüßt helles Sternengefunkel. Und



Eine hochgewachsene, kraftvolle Gestalt ist der Ettinger-Kaspar.

er ahnt ja nicht, wie oft das Christbüberl diese heimatliche Landschaft später malen wird.

Und wie er dann endlich die ersten Häuser des Dorfes erreicht, läutet's gerade zur Frühmesse. Alles geht in Ordnung. Die Kramertant' richtet sich eiligst her und schenkt ihm nur schnell einen Enzian ein „zum Aufwärmen“ und packt im Ladenstüberl nur geschwind eine Christbürde zusammen für die Annamirl: ein Maß weißes Mehl und ein Packerl Zucker und ein Tütchen Safran und ein Tütchen Fremdgewürz und eine gute Handvoll Weinbeerln für die Kinder und ein Bund altes Leinen fürs Neugeborene.

Dann geht's zur Kirche, und der Herr Pfarrer und der Mesner sind auch bald

## Zahnschmerzen sind Warnsignale!

Wir alle fürchten Zahnschmerzen. Wir wissen, daß sie oft unerträgliche Plagen bereiten: sie beeinträchtigen die Arbeits- und Schaffenskraft schwer, ja sie rauben sogar den Lebensmut.

Aber der tiefere Sinn der Zahnschmerzen wird selten richtig erkannt. Wenn das Zahnmark abgestorben ist, hören die Zahnschmerzen auf, und der von den Zahnschmerzen Befreite glaubt,

alles sei wieder in bester Ordnung. In Wahrheit beginnt erst jetzt die eigentliche Gefahr: das Zahnmark geht in Verwesung über und kann den ganzen Körper vergiften. Wie oft begannen Rheuma, Herz- und Nierenbeschwerden mit quälenden Zahnschmerzen, unter denen wir schwer gelitten haben, die wir aber völlig unbeachtet ließen, nachdem sie verschwunden waren. Zahnschmerzen sind Warnsignale! Sie zeigen an, daß unsere Zähne nicht in Ordnung sind und daß wir schleunigst die Ordnung wiederherstellen müssen. Kälte, Wärme, Alkohol, Nelken, Pulver, Handauflegen und Tees helfen nicht, sondern nur eine richtige, sachgemäße Zahnbehandlung. Am besten und billigsten ist es, Zahnschmerzen ganz zu vermeiden. Das ist sehr leicht möglich: wir müssen vernünftig



Eiterherde im Kiefer, von denen aus die Eitererreger in Herz, Nieren, Gelenke usw. gespült werden.



Zahn und Kiefer sind ein zusammengehöriges Ganzes. Der Zahn lebt.

leben, möglichst unverfälschte Kost — rohes Gemüse, Salate und Vollkornbrot — verzehren, alles gründlich kauen und außerdem täglich die Zähne morgens und vor allem abends mit einer Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont und der eigenen Zahnbürste gründlich putzen.

Im Kriege müssen wir zwar auf mancherlei verzichten und oftmals einen Aus-

gleich zu schaffen suchen. Wenn Zahnpaste vorübergehend fehlt, so darf das nicht dazu führen, die Zahnpflege ganz aufzugeben. In solchen Fällen müssen die Zähne behelfsmäßig gereinigt werden.

Das geschieht — wie bisher morgens und vor allem abends — durch gründlichen Gebrauch von Zahnbürste und Zahnstocher und durch kräftiges Spülen mit lauwarmem Wasser. Zahnpflege ist Voraussetzung für Gesunderhaltung des ganzen Körpers.

Zahnschmerzen sind Warnsignale! Sie zeigen, daß wir unsere Zähne nicht so behandelt und gepflegt haben, wie sie es verdienen.

Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall“ von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6.

bereit. „Ja, Kaspar“, schmunzelt der Herr Pfarrer Laurentius, „Ihr seid pünktlich jed's Jahr....“

„Ein kernigs Büberl“, sagte der Ettinger-Kaspar stolz. „Do seit si nir! Ordentlich drückt hat mich der Ruckforb, so ein Gewicht hat der schon.“

Und er tut hübsch behutsam den Tragforb herab, und die Kramertant' schält den Täufling aus Heu und Decke heraus. Doch plötzlich hält sie sich den Bauch vor Lachen.

„Herrgottsfakra!“ macht da der Ettinger-Kaspar seinem Herzen Luft. „Kruzitürken! Jetzt hab' ich in der Finsternis den Melchior derwisch!“

Andern Tags hat der Herr Pfarrer Laurentius die Taufe dann nachgeholt und dem Christbüberl aus dem Waldhäuß seinen Namen gegeben: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes — taufe ich dich Balthasar — Balthasar Ettinger.“

## Jagd auf Rasselböcke

Ein lustiger Brauch aus dem Remstal / Von Willy Pflugbeil

**R**asselböcke zu jagen ist eine verdammt schwere Sache und will gelernt sein! Jagdrevier ist das obere Remstal im Schwabenland. Die Ausübung des Jagdrecht's stand ehemals einzig und allein den



Der wartet dann stundenlang geduldig auf die sagenhaften Rasselböcke.

einheimischen Porzellanarbeitern von Schorndorf zu, ist jedoch inzwischen auch auf andere Betriebe übertragen worden. Mit löblichem Eifer wird eine Tradition schwäbischen Brauches gepflegt, wenn es gilt, einen neuen Arbeitskameraden, der

zugewandert ist, in die Geheimnisse der Rasselböck-Jagd einzuweißen.

Das obere Remstal mit seinen Weinbergen, Obstbaumgütern und sich anschmiegenden Seitentälern zwischen Schorndorf und Oberurbach ist ein wahrhaft ideales Gebiet für die springlebendigen Rasselböcke. Schon mancher Porzellanarbeiter, der aus dem übrigen Deutschland nach Württemberg kam, hat hier gelernt, daß die Schwaben nicht nur mit dem Spieß einen Hasen, sondern auch mit einer in der Welt einzig dastehenden Fangmethode Rasselböcke zur Strecke bringen können. Sehr zeremoniell und höflich wird der zugewanderte Arbeitskamerad zu einer solchen Jagd eingeladen.

Zunächst wird in den Pausen im Arbeitsaal ganz allgemein von der beendeten Schonzeit der Rasselböcke gesprochen. Die Jagd selbst und die lukullischen Vorzüge dieser Böcke wird in den verlockendsten Farben geschildert. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn der „Neue“ bald aufmerksam wird und zu fragen beginnt, um was für Tiere es sich hierbei handelt.

„Das kannst du natürlich nicht wissen“, wird ihm geantwortet, „denn Rasselböcke gibt es nur noch hier im Remstal. Wenn du aber Interesse daran hast, dann kannst du am kommenden Samstag an einer solchen Jagd teilnehmen.“

Der „Neue“ hat immer Interesse da-

Fortsetzung auf Seite 104

## Zahnschmerzen sind Warnsignale!

Wir alle fürchten Zahnschmerzen. Wir wissen, daß sie oft unerträgliche Plagen bereiten: sie beeinträchtigen die Arbeits- und Schaffenskraft schwer, ja sie rauben sogar den Lebensmut.

Aber der tiefere Sinn der Zahnschmerzen wird selten richtig erkannt. Wenn das Zahnmark abgestorben ist, hören die Zahnschmerzen auf, und der von den Zahnschmerzen Befreite glaubt,

alles sei wieder in bester Ordnung. In Wahrheit beginnt erst jetzt die eigentliche Gefahr: das Zahnmark geht in Verwesung über und kann den ganzen Körper vergiften. Wie oft begannen Rheuma, Herz- und Nierenbeschwerden mit quälenden Zahnschmerzen, unter denen wir schwer gelitten haben, die wir aber völlig unbeachtet ließen, nachdem sie verschwunden waren. Zahnschmerzen sind Warnsignale! Sie zeigen an, daß unsere Zähne nicht in Ordnung sind und daß wir schleunigst die Ordnung wiederherstellen müssen. Kälte, Wärme, Alkohol, Nelken, Pulver, Handauflegen und Tees helfen nicht, sondern nur eine richtige, sachgemäße Zahnbehandlung. Am besten und billigsten ist es, Zahnschmerzen ganz zu vermeiden. Das ist sehr leicht möglich: wir müssen vernünftig



Eiterherde im Kiefer, von denen aus die Eitererreger in Herz, Nieren, Gelenke usw. gespült werden.



Zahn und Kiefer sind ein zusammengehöriges Ganzes. Der Zahn lebt.

leben, möglichst unverfälschte Kost — rohes Gemüse, Salate und Vollkornbrot — verzehren, alles gründlich kauen und außerdem täglich die Zähne morgens und vor allem abends mit einer Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont und der eigenen Zahnbürste gründlich putzen.

Im Kriege müssen wir zwar auf mancherlei verzichten und oftmals einen Aus-

gleich zu schaffen suchen. Wenn Zahnpaste vorübergehend fehlt, so darf das nicht dazu führen, die Zahnpflege ganz aufzugeben. In solchen Fällen müssen die Zähne behelfsmäßig gereinigt werden.

Das geschieht — wie bisher morgens und vor allem abends — durch gründlichen Gebrauch von Zahnbürste und Zahnstocher und durch kräftiges Spülen mit lauwarmem Wasser. Zahnpflege ist Voraussetzung für Gesunderhaltung des ganzen Körpers.

Zahnschmerzen sind Warnsignale! Sie zeigen, daß wir unsere Zähne nicht so behandelt und gepflegt haben, wie sie es verdienen.

Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall“ von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6.

ran! Er wird hierauf in die Sonderheiten der Jagd eingeweiht: Der Fang kann nur am späten Abend gelingen, weil die Böcke die absonderliche Gewohnheit haben, immer nur auf Lichter zuzugehen. Ein großer Sack muß offen bereitgehalten werden. Vor die Oeffnung des Sackes wird eine brennende Kerze oder eine Taschenlampe gestellt. Wichtig dabei ist, daß die Sacköffnung immer schön offen gehalten wird, damit die Böcke bequem hineinschlüpfen können. Die Jagdteilnehmer ziehen dann einen großen Kreis und treiben das Wild auf die erleuchtete Stelle zu.

Es ist ganz selbstverständlich und gehört zum Brauch, daß die Ehre des Sachhaltens dem neuen Kameraden überlassen wird.

Und so geschieht es seit vielen Jahren, daß manchmal an späten Samstagnachmittagen eine fröhliche Jagdgesellschaft ohne Gewehre, nur mit Sack, mit Kerzen und Taschenlampen bewaffnet, durch die schmalen Pfade der Weinberge und Baumgüter wandert. Dem neuen Gast werden manchmal Erdlöcher gezeigt mit dem geheimnisvollen Hinweis, daß darin die Rasselböcke haufen, solange die Sonne am Himmel stehe.

Wenn dann die Dunkelheit über das schöne Remstal hereinbricht, dann wird dem Ehrengast der Platz angewiesen und ihm gezeigt, wie er in hochender Stellung mit geöffnetem Sack das Herbeikommen der Böcke abwarten soll. Mit dem Anzündenden der Kerze könne er ruhig noch eine Stunde warten, bis dahin würde dann von den übrigen Teilnehmern ein genügend großer Kreis gezogen sein, um im Kesseltreiben die Böcke langsam auf den erleuchteten Sack zuzudirigieren. Aber die Ge-

duld dürfe er dabei nicht verlieren, denn es könne oft stundenlang dauern, bis die Böcke sich endlich bequemten, in den Sack hineinzuschlüpfen. Danach würden auch die Treiber sich wieder an diesem Platze sammeln und mit Hifthorn und Trara ins Städtchen zurückkehren, um in der „Rose“ einen würdigen Jagdabschluß mit zünftigem Braten schmaus zu feiern.

Mit solchen Belehrungen reichlich versehen, wird der „Neue“ allein gelassen. Der wartet dann stundenlang geduldig hinter einem Gebüsch in einsamer Nacht auf die sagenhaften Rasselböcke, während die Freunde längst schon fröhlich und zechend in der „Rose“ beieinander sitzen und in den buntesten Schilderungen des Jägerlateins ihren geglühten Streich belachen.

Der Brauch ist schon alt, aber er wird mit so großem Ernst und Nachdruck inszeniert, daß die meisten Fremden, die ins Remstal kommen, dem Jagdeifer versinken und viele Stunden mit schmerzdem Rücken und steifen Armen vergeblich auf Rasselböcke sowohl, als auch auf die Rückkunft der Freunde warten, bis sie schließlich bei Morgengrauen die Kerze ausblasen können, weil ihnen selbst ein Licht aufgegangen ist.

Wenn er am Montag dann Rechenschaft über seine Beute ablegen soll, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als eben mitzulachen. Schließlich kann er eine Genugtuung für sich buchen: der „Neue“ ist damit zünftig geworden und wird beim nächstenmal nicht als Sachhalter, sondern als Treiber an einer Jagd auf Rasselböcke teilnehmen.

## Seltjames Saitenspiel

Ein Schwank von Wilhelm Zentner

**N**ein wohlfeiler Vergnügen auf Erden, als sich auf anderer Leute Kosten lustig zu machen! Indes, der Goldschmiedemeister Eustachius Scheitke in Segringen hat es doch einmal recht teuer bezahlen müssen.

Trat nämlich eines schönen Vormittags

zu demselbigen ein durchziehender Handwerksgefell, nachzufragen, ob sich hier vielleicht Einstand und Arbeit für ihn fänden. Aber da der Ankömmling von Wuchse etwas kurz und schwächig an Gliedern geraten war, dazu noch bescheidenlich auf der

Fortsetzung auf Seite 108

## Blankoplast klebt eisern.

Machen Sie die Probe. Nehmen Sie ein kleines Stück **Blankoplast** und überzeugen Sie sich. Es klebt immer und überall.

## Blankoplast klebt eisern.

Darum ist es gut, eine Rolle **Blankoplast** im Hause zu haben. Aber denken Sie daran: Wunden bedeckt man zuerst mit einem Stückchen Mull, das man dann mit einem Streifen **Blankoplast** auf der Haut befestigt. Ein fertiges Wundpflaster dieser Art ist übrigens Trauma-plast (Siehe Anzeige auf übernächster Seite)



In allen Apotheken und Drogerien.

# BLANK

## Blankoplast

Carl Blank, Bonn a. Rh.



## Auskunft kostenlos, wie man von Bettnässen

befreit werden kann. Alter und Geschlecht angeben. Versand der Eisenbach-Methode Franz Knauer, München 2 K 13, Dachauer Straße 15



durch Helwaka

Das bewährte Haar-beseitigungsmittel „Helwaka“, patent-amtl. eingetr. Wz. 468509, wird in der

anerkannt guten Qualität auch heute noch hergestellt. Allerdings müssen wir uns aus zeitbedingten Gründen Lieferungsmöglichkeit vorbehalten. Klein-kuren RM 2.75 und 8.25 (stark), für größere Flächen RM 5.50 u. 6.50. Auch in Fachgeschäften erhältlich.

HELWAKA G. M. B. H., KÖLN 211



In Apoth. u. Drog. Verl. Seeburgerstr. 11, 100 Berlin W. Horst G. A. Uhlig, Amberg 0946.

# Gut gegen Rückenschmerzen, Hexenschuß, Gliederreißen, Rheumatismus?

## ist ABC-Pflaster

Arnica

Belladonna

Capficum

Das ABC-Pflaster wärmt kräftig, da es eine gesteigerte Durchblutung der erkrankten Stelle bewirkt. Hierdurch werden die schädlichen Stoffe fortgeschwemmt, die sich festgesetzt und den Schmerz verursacht hatten. Schon bald nach dem Auflegen tritt Linderung und Befreiung ein.



ABC 290a



Bevor noch diese Worte heraus waren, spürte er einen Schlag vom Kopfe und gleich darauf einen zweiten, dritten und also fort die ganzen sieben Stufen der Toniciter hinauf.

Schwelle stehen blieb, bis ihm weitere Einladung werde näherkommen, vermeinte der Meister, sich mit dem Knirpse leichtlich einen gehörigen Schabernack leisten zu dürfen.

„Also, du Riese Goliath“, spöttelte Eustachius, „gibst vor, ein Goldschmied zu sein?“ Und als der Befragte dies nochmals bejaht hatte, forschte der Meister weiter, ob er denn des Reißens und Entwerfens auch wirklich fähig wäre. „Will's wohl meinen“, versetzte der Gesell, „auf eine Probe meiner Kunst soll es mir fürwahr nicht ankommen.“ Worauf ihm der Alte eine Schiefertafel reichte mit dem Geheiß, sein säuberlich eine Laute darauf zu zeichnen. Dem entsprach der Kleine mit regem Eifer und nach allen Regeln eines wohlgeübten Handwerks. Nicht ohne Stolz gab er dem Meister die lautengeschmückte Tafel zurück.

„Hm, nicht übel“, brummte Eustachius, „allein zu einer richtigen Laute gehören, so dünkt mich, auch die Saiten; die Musikanten in Segringen wissen's wenigstens nicht anders!“ Dunderschiff, an die Fortsetzung auf Seite 108

# Efasit

## PUDER

Füße erhitzt,  
überangestrengt,  
brennend?

Da hilft allen, die viel gehen und stehen müssen, rasch Efasit-Fußpuder. Er trocknet, beseitigt übermäßige Schweißabsonderung, verhütet Blasen, Brennen, Wundlaufen. Hervorragend für Massage! Für die sonstige Fußpflege: Efasit-Fußbad, -Creme und -Tinktur. Streu-Dose . 75 Pf. Nachfüllbeutel 50 Pf.

In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältl.

**3 HERZBLATTER**

Die Schutzmarke  
unserer  
Präparate

TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT  
fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate  
MÜNCHEN

124



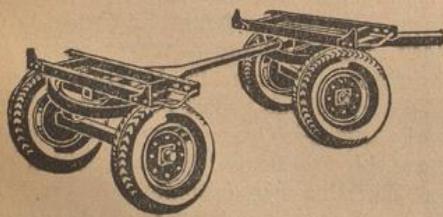
Kurzum alle kleinen Verletzungen, die man sich in der Werkstatt, im Hause und auf dem Hof so leicht holt, sind schnell vergessen, wenn das Wundpflaster Traumaplast zur Hand ist. Traumaplast ist ein fix und fertiger kleiner Wundverband. Er besteht aus einem weichen Mullkissen, das die Wunde vor Verschmutzung bewahrt und aus dem zäh klebenden Pflasterstoff, der die Wundränder zusammenhält und damit die Heilung beschleunigt.

# Traumaplast

läßt wehe Wunden schnell gesunden

**Hygienische u. kosmetische Artikel**  
 Preisliste kostenlos  
 (genau angeben, was gewünscht wird)  
**E. Lambrecht & Co., Frankfurt a. Main, Fach 244/18**

**Schiffs- u. Flugzeug-Modellbau**  
 Baupläne, Werkstoffe, Bastlerartikel.  
 Laubsäge-Holz, Vorlagen, Werkzeuge.  
**J. Brendel, Limburgerhof 87, Westmark.**



## Luftbereifte Langholzwagen

für Pferdezug und Kleinschlepper · Geringes Eigengewicht · Mit Doppeldreh-schemel, durchlenkbarem Vorderwagen und eingebauter Hinterwagenlenkung.

Prospekte kostenlos

**KARL MULLER, Fahrzeugfabrik, Mittelfal** Schwarzwald  
 (Kreis Freudenstadt)

Für verwöhnte Natron-Verbraucher: Auch in preiswerten Beuteln erhältlich!

**Kaiser-Natron**  
 Natron-Verbraucher  
 vorzüglich gegen Sodbrennen, Druck und Magenbeschwerden.  
 mild, einnehmend, unschädlich.

Rezepte gratis **Arzth. Hofsta. Wwe., Bielefeld**

**Kaiser-Natron**  
 altbewährt zum Weichkochen von Hülsenfrüchten, beim Obst-Einmachen-Zuckerersparnis!

Schnelleres Weichkochen = Brennstoßersparnis

flixten Saiten hatte der Zeichner wirklich nicht gedacht, und flugs schickte er sich an, das Versäumte nachzuholen.

„Schon gut, mein Sohn“, fuhr nunmehr der Meister mit einem selbstgefälligen Schmunzeln fort, „jedoch ich habe noch immer eine Ausstellung. Deine Saiten haben nämlich einen großen und groben Mangel: sie klingen nicht!“

„Ei, habt Ihr das auch schon bemerkt?“ entgegnete der Kleine, dem allmählich ein Licht aufging, daß es dem anderen lediglich ums Foppen zu tun war, „allein dem läßt sich abhelfen! Nur einen Augenblick Geduld, gleich sollt Ihr sie hören und zwar die ganze Tonleiter!“ Eustachius wollte noch einwerfen: „Da bin ich aber gespannt wie eine Darmsaite“, jedoch bevor noch diese Worte heraus waren, spürte er be-

reits einen wuchtigen Schlag vorm Kopfe und gleich darauf einen zweiten, dritten und also fort die ganzen sieben Stufen der Tonleiter hinauf. Als aber endlich die Oktav erreicht war, schwupps, da zerschellte unser Knirps zu guter Letzt auch noch den Holzrahmen der Tafel an Meister Gscheitles Schädel, indem er fragte, ob nicht das zweigestrichene C auf seiner Laute ganz besonders rein und lieblich klinge.

Ein solches Saitenspiel hatte unser Goldschmied seiner Lebtag noch nicht vernommen, und als er nach so viel schwingvoller Musik endlich wieder zur Besinnung kam, da war der kluge Gesell, der eine Laute nicht bloß kunstgerecht zu zeichnen, sondern zugleich auch gar trefflich zu schlagen verstand, längst schon zur Werkstatt und zum Stadttore von Segringen hinaus.

## Nach ein Held / Von Viktor von Levekov

Mein Freund erzählte: Er hat nie erfahren, wie ich ihn trotz allem Unzulänglichen achtete. Das wäre nicht im Sinne des Dienstes gewesen.

Eines möchte ich noch vorher sagen: Angstgefühle sind Nervensache. Ich sah einmal einen erprobten Seemann und Fischer leichenbläß zittern, als er das erste mal mit einer kleinen Zimmelbahn über eine hohe Brücke fuhr. Einem meiner schneidigsten Befreiten im Felde sah die Angst aus den Augen, als ihn ein harmloser „Herenschuß“ überfiel. Er glaubte, Genickstarre zu haben. Und unser „Held“ hatte Angst, wahnsinnige Angst vor dem Gegner, die er mit all seiner ungeheuren Willenskraft nicht zu unterdrücken vermochte und die selbstverständlich ständig die Spottlust der Kameraden reizte. Es war derber Spott, aber es kam bei keinem ein Gefühl der Verachtung gegen ihn auf, und seine Leute — er war Unteroffizier — hatte er tadellos im Zuge.

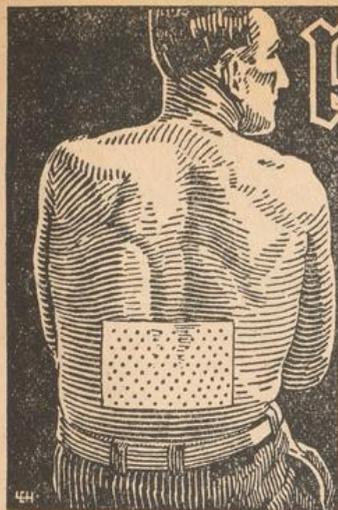
Es war freilich ein Schlagwort bei uns, sobald das Feuer des Gegners etwas lebhafter wurde: „Das französische Heer schießt wieder auf den Unteroffizier Schulze!“

Das war Scherz. Für ihn aber war es bitterer Ernst. Jeden Schuß empfand er als besonders für ihn bestimmt, jedes Faulen der Geschosse auf ihn gerichtet. Rief ich aber Freiwillige auf zur Aufklärung im Vorgelände, auch im gefährlichsten, dann war er der erste, der vortrat, obwohl leichenblässen Anlitzes und mit starren Augen.

Ich schickte ihn nicht oft und stets mit einem Zwiespalt, denn ich muß leider sagen, die Meldungen waren meist unbrauchbar. Es war unglücklich, was er alles gesehen und gehört haben wollte, und wenig erfreulich war es auch, daß er die Leute, die ihn begleiteten, mit seinen kühnen Einbildungen ansteckte.

Nach einem heißen Gefecht gab ich ihn, der auch hier bei aller Angst der Vorderste war, zum Eisernen Kreuz ein. Niemand mißgönnte es ihm, denn er hatte es auch verdient. Dann gelang es mir, ihn beim Stabe unterzubringen.

„Herrgott, laß mich nicht feige sein,“ war das Gebot des Führers und auch das dieses Soldaten, der immer seine Pflicht tat, dessen fester Wille die Angst bändigte.



# Rheumakranke!

Besorgen Sie aus der Apotheke ein Rheumaplast und kleben es auf die schmerz-  
hafte Stelle (Hüfte, Knie, Schulter, Ellen-  
bogen usw.). Sogleich dringt frisches Blut  
dort hin und spült die Krankheitsstoffe fort.  
Sie verspüren wohlige Wärme und Ihre  
Schmerzen lassen nach.

*Auch Ihnen hilft*

# Rheumaplast

## Billige aber gute Uhren



Nr. 9 Taschen-**2170** Sprung-  
uhr, vernickelt, deckel-  
uhr, verg. 18.-, Taschenuweckeruhr,  
vern. 18.-, Geschn. Kuckucksuhr,  
1/4 stündl. Kuckuck rufend, M. 4.20.



Glasuhr, M. 3.10. Nickelkette -25,  
Doppelkette, verg. M. -70. Kapsel  
M. -25. Nr. 612. Monogramm-  
Siegelring für Damen od. Herren,  
vergoldet, einschl. Monogramm



M. 1.-, Nr. 614. Siegelring, 8 eckige  
Platte, M. 1.-, Nr. 2803, Siegel-  
ring, mod. Form, 1.-, Trauring,  
Double, M. -80. Double-Ring,  
m. Simili -80. Totenkopfring,  
versilb. M. 1.30. Als Binomati Papier-  
streifen einbinden. - Rasierklängen,  
2/30 mm, Langloch, haarscharf 100 St.



M. 4.80. Haarschneidescheren, 15 cm  
lang, kräft. Schenk., leicht. Schnitt, 2.-.



Die Rechenmaschine in der Tasche  
für Addition, Subtraktion, Multipli-  
kation, Division bis zu 10 Mill. Spielend leichte  
Handhabung, für jeden rechnenden Menschen un-  
entbehrlich M. 1.70. Große Ausführung M. 6.50. Komb.  
Büro- u. Taschenmodell M. 16.-. Lieferungsmöglichkeit  
vorbehalten. - Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld  
zurück. - Versand gegen Nachnahme.



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!



Katalog gern gratis!

## Wunden

Brandwunden, Entzündungen,  
Eiterungen, Geschwüre, Haut-  
ausschläge, offene Füße, Flechten,  
Umlauf, Frostbeulen, Schrunden,  
Insektenstiche usw. werden mit  
der guten

## Kloster Marienburger

# Panavulsin

## Heil- und Wundsalbe

erfolgreich behandelt. - 1 Tube  
40 Gramm Inhalt RM 1.85, durch  
alle Apotheken.

Prospekt „PL 2“ durch Firma

**OPHAS G. m. b. H.,**  
Ofteringen / Baden

## Die Mütze des Geizhalses

Von Heinrich Zillich



# Tornedo

Freilauf mit Rücktrittbremse

ist mit  
das Wertvollste  
am Rade.

Nur ein wenig Pflege – und  
er hält länger als ein  
Menschenalter!

FICHEL & SACHS A.G.  
SCHWEINFURT A.M.

In einem Dorf im Burgenland lebte ein Bauer, den man den General nannte, nicht etwa, weil er einen Rock aus feinstem Tuch trug und Stiefel, die blitzten und spiegelten, auch nicht, weil auf seiner Weide Schafe, Kühe und Pferde wimmelten oder gar weil er Auto und Traktoren besaß, sondern weil er überall seinen Mann stellte, und mit ihm nur der gut Kirchen essen konnte, dem selbst ein gerades Herz in der Brust schlug. Als er einmal im Wirtshaus saß und das Reden mit manchem Faustschlag auf die Platte begleitete, davon die Flaschen unten Luft kriegten, sah er mißmutig verstummend seinen Onkel eintreten, ein reiches Hühelmännlein, das einen Vorrat an Geiz durchs Leben schleppte, der für ein ganzes Dorf wohl ausgereicht hätte. Dieses Männchen, das die Kreuzer im Sack selbst dann noch einzeln umdrehte, wenn es sie nicht ausgab, setzte sich mit an den Tisch, bestellte keinen Tropfen und fischerte bloß hin und wieder, wenn es einen Witz umsonst hören durfte, dankte auch, als ihm der Nefse schließlich ein Glas vor die Nase hinschob, und scherte sich den Teufel um den schimpflichen Trinkspruch, der ihm dabei geboten wurde: „Prost, alter Rapauner!“, sondern ließ sich den Wein munden und nahm zufrieden seine neue schöne Lammfellmütze von der Glase, behaglich wartend, ob ihm der Nefse nun auch eine Zigarre schenkte. Der General zog sich derweil des Onkels neue Mütze heran, blickte hinein und fuhr wie im Schrecken zurück, guckte nochmals und rief, indem er ausspuckte: „Pfui Teufel, du hast Läuse!“

Das bestritt der Geizige natürlich, doch der General erklärte kalt, er sehe zehn Litter vom Besten darauf, daß Läuse im Pelz seien, bloß müsse ihm gestattet werden, die Mütze genau zu untersuchen, um den Beweis vor aller Augen zu führen. „Gemacht!“ schrie der Alte und wollte sogleich die Flaschen selbst aus dem Keller bringen, denn er wußte sich als Sieger. Der Nefse

ließ es nicht zu und fragte nochmals, die Anwesenden zu Zeugen aufrufend, ob er die Mütze auch ganz genau untersuchen dürfe, was der Onkel auch tapfer bejahte. Nun, so wolle er dies in der Küche besorgen, wo das Licht besser sei, meinte der General und ging mit der Mütze hinaus. Nach kurzem trat er wieder ein, unter den Armen zehn Literflaschen, die er sorgsam auf die Platte stellte und entforkte, und als dies geschehen war, schenkte er jedem ein, hob das Glas, betrachtete den Wein und gestand, er habe die Wette verloren, die Mütze sei sauber, nickte dem Alten freundlich zu, der sich sichernd in die Hände rieb und seine Mütze zurückforderte. Ach ja, die Mütze, sagte der General, er habe sie genau untersucht und nicht ein Fleckchen übersehen, dabei langte er in die Tasche und zog einen Pelzstreifen heraus, noch einen und immer wieder einen, legte sie alle auf den Tisch, die ganze teure neue Mütze in fünfzig Teile zerschnitten, so daß der Onkel über eine solche Art der Untersuchung fast vom Schlag gerührt wurde und im brausenden Gelächter entwichen wäre, hätte es ihm nicht leid getan um den guten Wein. So blieb er mit wehem Herzen inmitten der Hänseleien der Bauern sitzen, bis der letzte Tropfen vertilgt war, und trank, um nicht zu kurz zu kommen, so viel, daß er wenigstens einen Rausch im Kopf heimtragen konnte, wenn ihm schon die Mütze auf dem Kopf fehlte.

### **Zur Beachtung**

Die Verse, die unten auf der linken Seite des Kalendariums stehen, sind den Gedichten Ludwig Uhlands (1787—1862) entnommen. Dieser dem Schwabenland entstammende Dichter, dessen Herz für ein großdeutsches Reich schlug, schenkte uns außer einer Reihe von gehaltvollen Balladen vor allem eine Anzahl inniger Lieder, von denen mehrere echte, vielgesungene Volkslieder geworden sind, wie „Ich hatt' einen Kameraden“, „Der Wirtin Töchterlein“ oder „Das ist der Tag des Herrn“. Wertvolle Arbeit hat Ludwig Uhland auch als Erforscher mittelalterlicher Dichtung und alter deutscher Sagen geleistet.



Wer heute ein  
Krafffahrzeug benötigt,  
greift zum

## **SACHS- MOTOR**

Er leistet wie ein »Großer« und  
nur 2 Liter Brennstoff ver-  
braucht er auf 100 Kilometer

**FICHEL & SACHS A.G.  
SCHWEINFURT A.M.**